Gustav Renner

Gedichte

Gesamtausgabe

Durchgesehen und vermehrt

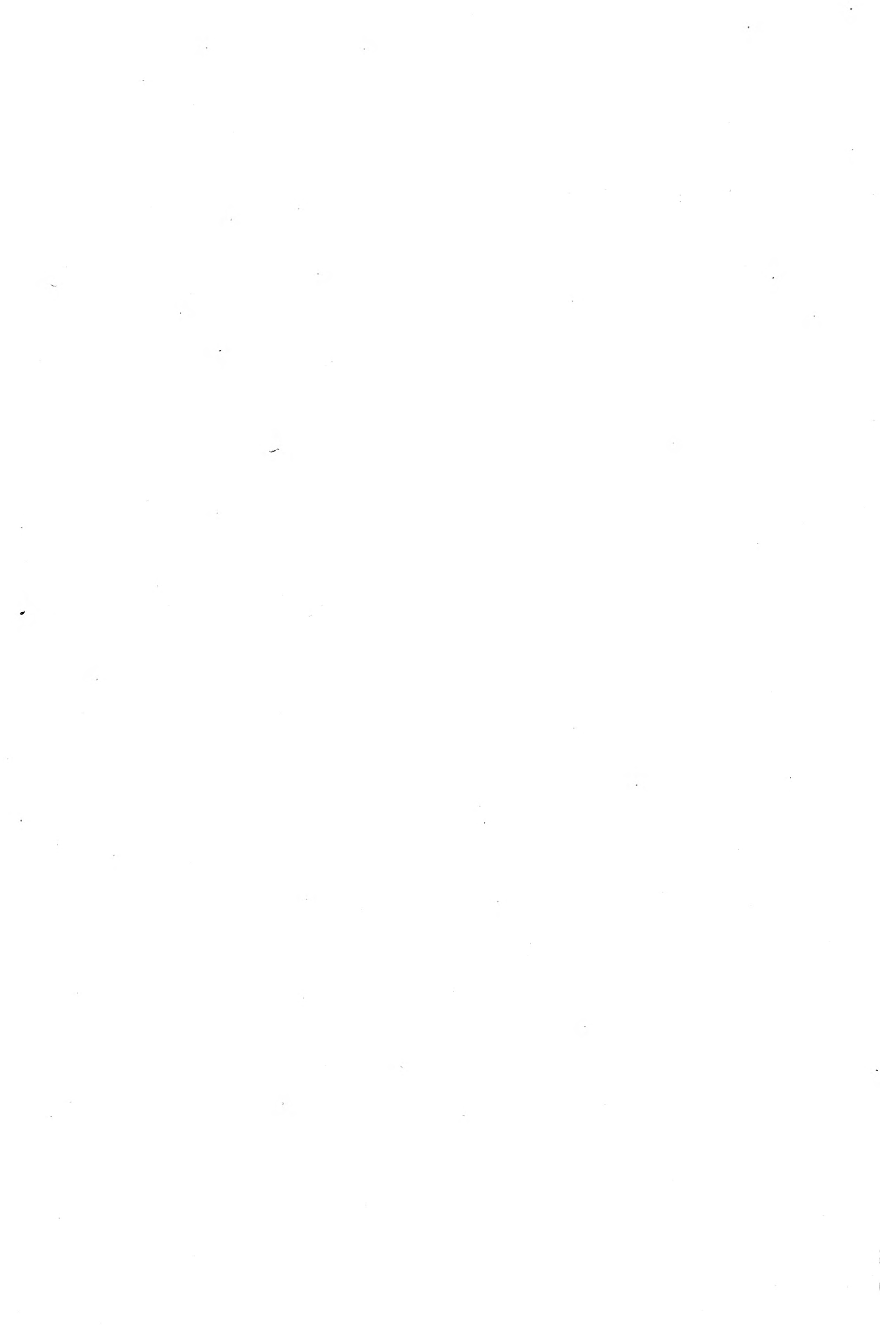


Gr. Lichterfelde-Berlin
Verlag von E. Th. Förster
1904





Gedichte



Gustav Renner

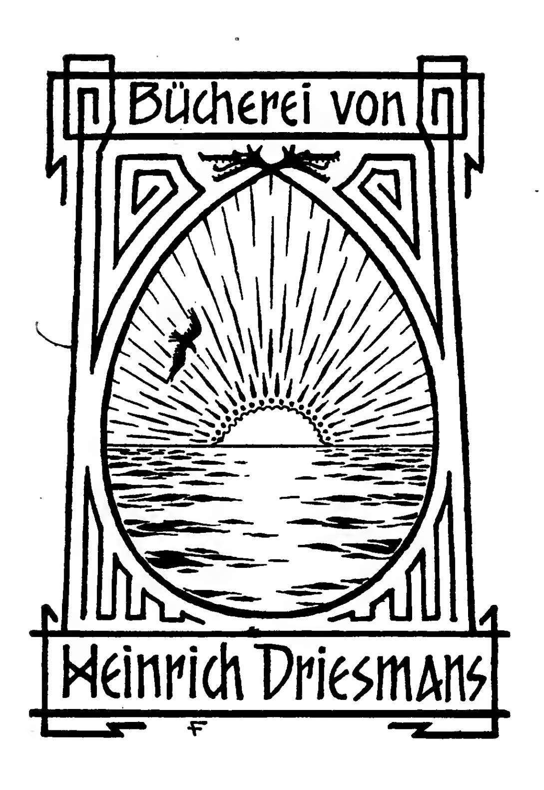
Gedichte

Gesamtausgabe

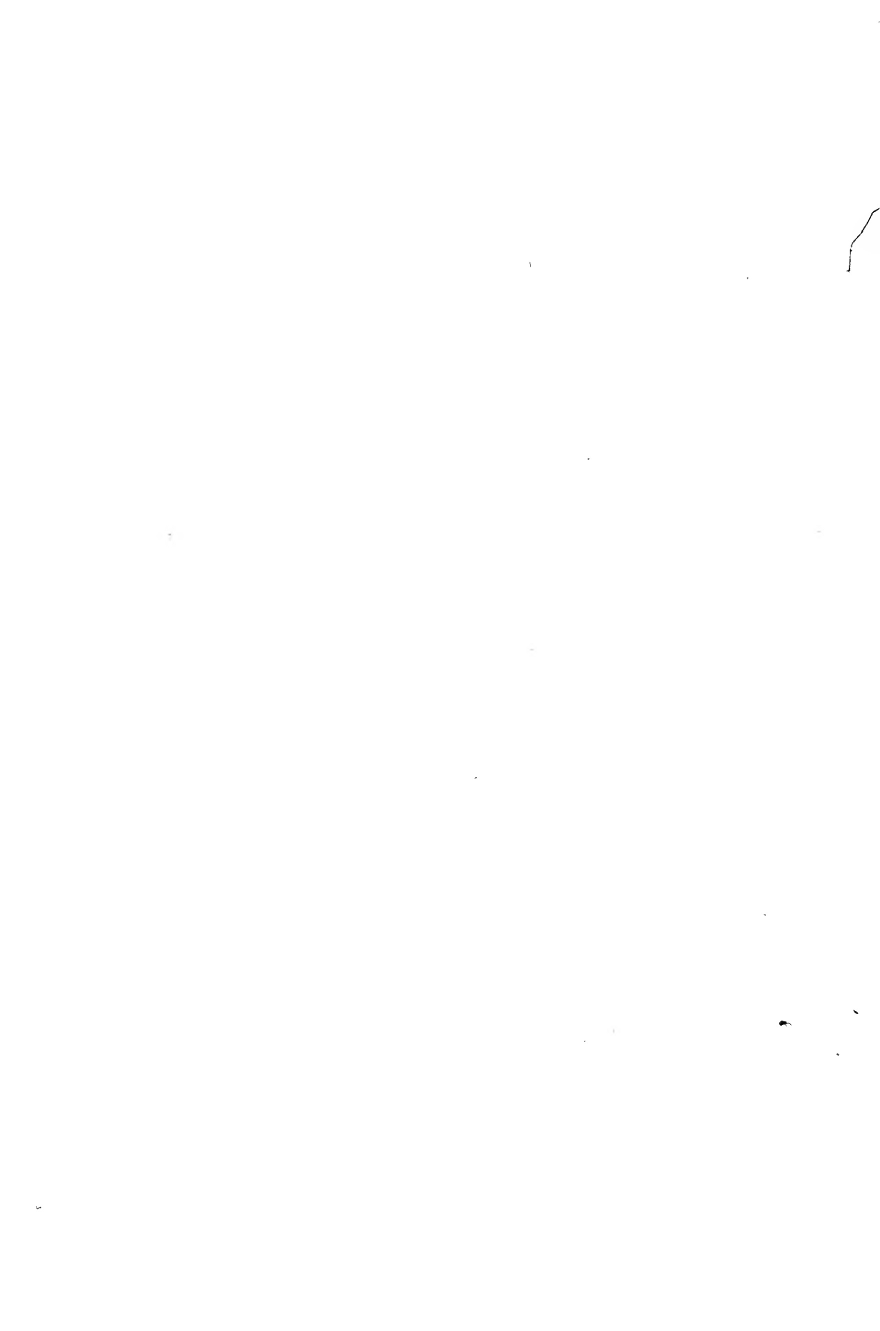
Durchgesehen und vermehrt



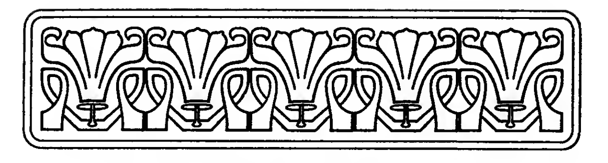
Gr. Lichterfelde-Berlin
Verlag von E. Th. Förster
1904


Bücherei von
Heinrich Driesmans
F

Inhaltsverzeichnis.



Wenn Welt und Seele kämpfend sich verschlingt,
Äußres und Innres ineinanderklingt —
Gibt Jenes seiner Bilder bunte Glut,
Du nährst, belebst sie erst mit deinem Blut —:
Dann wird das Lied, dann steigt es aus der Nacht,
Dein Eigenstes, für Alle dargebracht.
Doch was du littest, fühltest, kämpftest wohl,
Ist es für dich allein — ist es Symbol?



1885—1895.

Sehnsucht.

Ach, vorüber, ach, vorüber
Ging der Lenz mit seinen Blüten,
Ahnungsvolles Träumen, Drängen,
Heimlich stilles Glück!

Und kein Sommer, und kein Sommer,
Sommer nicht mit seinen Gluten,
Seinen Farben, seinen Früchten
Bringt ihn mir zurück!

Das Schloß im Walde.

Vergessen der Wald und vergessen das Schloß,
Und verhallet das Lärmen, verhallet der Troß,
Verwachsen der Weg
Und zerbrochen der Steg
Und zerfallen das ragende Tor.
Der Triton zerbröckelt an Brunnens Rand,
In dem längst das Wasser, das plätschernde, schwand,
Das in kühlendem Strahl stieg empor.
Nur der Mittagsonne glühender Strahl
Findet den Weg ins verschwiegene Tal,
In die verschlafene Stille,
Und prallt in glitzerndem Blenden
Von den schimmernden Marmorwänden,
Die in wuchernder Fülle
Von losen, schwanken,
Duftigen Ranken
Mondsilberner Rosen leuchtend umblüht.
Aus dem verwilderten Garten empor
Sprießt ein Wald von Lilien, keusch und rein,
Wie seliger Himmelsbräute Verein
In hallender Kirche dämmerndem Chor.
Es hebt sich kein Laut, keines Vogels Lied,
Und nur ein verirrter Falter wiegt
Sich in all dem weißschimmernden Duft und Licht,
Mit feuerglänzender Schwinge
Ziehet er leuchtende Ringe
An der Marmorwand und der Rosenblut,
Auf dem Lilienhain, in brennender Glut,
Ein Rubin auf schneeiger Flur.

Herbst.

Schon fallen all die Blätter von den Bäumen,
Schon blaßt des Himmels strahlendes Gewand,
Schon wird es stille in des Waldes Räumen,
Die Sonne streift des Horizontes Rand;
Voll welker Blätter liegt des Teiches Strand,
Von kühlen Winden bis dahin getragen,
Gelb, rot und fahl, auf weißem Ufersand,
Erinnrungsmüde, gleich vergangnen Tagen,
Die hoffnungsfrisch geglänzt, bis sie der Sturm zerschlagen.

Im Osten steigt des Mondes Sichel hoch,
So blaß und müde von der langen Reise,
Als dächte er der Sommernächte noch,
Wo Nachtigallen schlugen, ihm zum Preise,
Voll tollen Jubels jetzt, dann lind und leise,
Wo Blumenduft berauschend drang empor,
Die Quelle murmelte die alte Weise,
Aus dunklem Busch Geflüster drang hervor,
Heißblütge Eide, die der Bursch dem Mädchen schwor.

Der Nachen liegt auf spiegelglatter Flut,
Auf die der Weide schwanke Zweige hängen,
Die ihn mit Laub bestreun, das Ruder ruht —
Wo sind die Tage, da ein lustig Drängen
Den Kahn gefüllt mit Lachen und Gesängen,
Die Seide rauscht' im fröhlichen Gewühl,
Das Wasser plätscherte bei Ruders Klängen — —?
Vorbei, vorbei — schon weht der Herbstwind kühl,
Der Kranich zieht, es steigt ein schauernd Vorgefühl.

Traum.

In dem Himmelsnest, dem grünen,
Liegt das goldne Mondesei;
Schlummernd liegt es, und Jahrhundert
Auf Jahrhundert zieht vorbei.

Doch wenn seine Zeit gekommen,
Öffnet sich das lichte Tor,
Und ein wundersamer Vogel
Steigt aus seinem Schoß empor.

Seine mächtgen Purpurschwingen
Schüttelt er, und langsam fällt
Strahlend goldner Sternenregen
Auf die froh erstaunte Welt.

Und mit wunderbaren Liedern
Füllet er den blauen Raum,
Und in schmerzlichsüßer Sehnsucht
Lauscht die Menschheit wie im Traum.

Doch wenn einst das Lied verklungen,
Stirbt der Vogel, stirbt das Licht,
Stirbt die Welt und ging vorüber
Wie ein wunderlich Gedicht.

Mondeszauber.

Auf meiner Stirne liegt des Vollmonds Licht
Und schlaflos ruh' ich noch auf meinem Lager,
Indes die Welt in stundenlangen Zügen
Den Schlummer trinkt, den ihr die Nacht gereicht.
Es ist so still, daß man den leisen Atem
Von Blatt und Blüte beinah hören kann,
Fast hören kann den lautlos zarten Schritt
Der Sterne auf des Himmels Sammetteppich,
Der bunten Traumgestalten Gehn und Kommen,
Die, ungehindert, wie durch offne Pforten,
Durch Stein und Tor ans Bett der Menschen treten,
Entzückend und erschreckend, mild und traurig.
So still, daß fast das Ohr vernimmt das Strömen
Des lichten Duftes durch die Fensterscheiben,
Den jene weiße Himmelsrose sendet
In Strahlen auf mich nieder, weich und linde.
O daß mein Wesen in dem Duft zerflösse,
Sich, steigend himmelan, in ihren Schoß ergösse,
Wenn sich die zarte Mondesblüte schließt!

Waldteich.

Nun hebt die stille Nacht die tau'ge Wimper
Und schaut mit großen Augen in den Teich,
Darin sich badet wie ein nacktes Mädchen
Die Wasserlilie, keusch und silberbleich.

Es ist so still, die dunkeln Bäume ragen
Geheimnisvoll ins Blau. Hier schläft die Zeit
So tief, daß ihrer fleißgen Hand entsunken
Die goldne Spindel in der Einsamkeit.

Um diese Stunde steiget aus den Wassern
Die Nixe auf im schleppend weißen Kleid,
Sie setzt sich lautlos an den Rand des Weihers
Und träumt — und träumt — und träumt — — —

Reinigung.

So wie der Badende legt Stück um Stück
Der nichtgen Hülle ab, die ihn entstellt,
Bis vor des Elementes klarem Blick
Des Körpers Lilie er entfaltet hält —

Dann in der Flut geheimnistiefen Schoß
Hinuntertaucht, um aus den reinen See'n,
Nun aller Makel, aller Fehle bloß
In größrer Schönheit wieder zu erstehn, —

So legte ich von meines Wesens Kern
Den Neid, den Haß, den kühnen Hochmut ab,
Bis ich mich dir, von allem Scheine fern,
In meiner Seele schlichter Nacktheit gab.

In schlichter Nacktheit stand am tiefsten Meer,
Dem Meere deiner Lieb', in dessen Flut
Ich ganz versank, um wieder rein und hehr
Emporzutauchen an des Tages Glut.

Vorüber.

Wie kurz war unser Liebesmai,
O Bertha!
Uns kaum bewußt, ging er vorbei,
O Bertha!
So wie ein süßes, kleines Lied,
Das schnell dem Ohr vorüberzieht,
War unsre Lieb', o Bertha!

Vom Lenz geküßt, erwachte sie,
O Bertha!
'ne Frühlingsblume, lachte sie,
O Bertha!
Doch als der Lenz, der holde, wich,
Steckt' er sie an den Busen sich
Und nahm sie mit, o Bertha!

Bitte.

Laß deiner Augen holde Pracht mir tagen,
Daß in dem wüsten Garten meiner Seele
Die Blumen, die der Sturm geknickt, der scheele,
Das Köpfchen heben und zu blühen wagen.

Daß Licht und Luft und sommerlich Behagen,
Das mir so lang entfloh, nun nicht mehr fehle
Und aus der neuerstandnen Saat die Kehle
Der Lerche es zum Himmel möge tragen.

Wohin du blickst, da tauet Segen nieder,
Daß Neid und Mißgunst nebelgleich entschwand
Und sich entwaffnet zürnende Geberde.

Es sieht in dir der Mensch sein Urbild wieder,
Denn Mild' und Reinheit reichten sich die Hand
Und traten sichtbar in dir auf die Erde.

Liebeswunsch.

O könnt' ich in des Liedes Schale gießen
All meinen Schmerz und Lust, das heiße Bangen,
Das süße Hoffen, heimliche Verlangen,
Die holden Fehler, die der Lieb' entsprießen!

Und diese Schale, voll zum Überfließen,
O möchtest du voll Huld sie doch empfangen
Und, daß begeistert röten sich die Wangen,
Sie bis zum letzten Tropfen auch genießen.

Vielleicht daß dann durch diesen Zaubertrank
Dein Herz in Liebe sich dem meinen neiget,
Das immer dir geklopft in süßem Drang;

Daß, angefacht durch meinen heißen Sang,
Der Funken lodernd bis zur Flamme steiget,
Das Herz bezwingt, das widerstrebend rang.

Erfüllung.

Wie selig nun die Tage fliehn,
Wie still die Nacht, wie still die Nacht,
Und übers Herz die Träume ziehn
In lichter Märchenpracht.

Ich weiß nichts mehr von Welt und Zeit,
Nur daß ich dein, nur daß ich dein,
Doch Tag und Nacht und Ewigkeit
Schließt dieses Wörtchen ein.

Krankheit.

1.

Da draußen drängt sich knospend Blüt' an Blüte,
Auf Wiesen und auf Höhn, an Strauch und Baum.
Die Erde hebt sich von des Schneebetts Flaum,
Erschließt das Aug', das frühlingslustdurchglühte.

Der aus der Lerchen reicher Kehl' ersprühte,
Der Melodiensturzbach, streut den Schaum
Der Perlentöne durch den blauen Raum,
Und sonnenschimmernd falln sie ins Gemüte.

Es drängt sich alles jubelnd an das Licht,
Verjüngt aufs Neu der Erde alt Gesicht
Und singt und klingt, ein ewges Lenzgedicht.

Nur ich soll jetzt die schöne Erde meiden,
In all der Lust den bittern Tod erleiden
Und in die kalte, finstre Grube scheiden?

2.

Soll ich denn sterben, sei's, wenn Blätter fallen,
Der wilde Sturm die rauhe Stimm' erhebet,
Ob allem Blühn der Tod, der finstre, schwebet,
Und öde sind des Waldes stolze Hallen —

Der Nebel weiße Leichentücher wallen,
Und müde wird und traurig, was da lebet,
Weil es vorm kalten Reich des Winters bebet,
Darin nichts blüht und keine Lieder schallen.

Wenn die Natur anzieht ihr Sterbekleid
Und rings beginnet der Vernichtungsreigen
Und kürzern Atem schöpft die Tageszeit,

Dann will auch ich mein Haupt zur Erde neigen,
Und will, vergessend alles Erdenleid,
Mich betten in das allgemeine Schweigen.

Mittag.

's ist eigen, in der Haide umzuschweifen
Zur Mittagzeit, wenn heiß die Sonne brennt
Und nicht ein Wölkchen zieht am Firmament.
Rings ist's so still, so still, nur surrend streifen
Die Bienen über's rote Haidekraut
Von Blüt' zu Blüte — aber sonst kein Laut!
Vereinzelt nimmt ein Falter seinen Flug
Geräuschlos mir vorbei in schwankem Zug.
Wie süß ist's dann, ins Kraut sich hinzulegen
Und sinnend schauen in die blaue Luft.
In wachem Traum sich holde Bilder regen,
Gebadet in den würzgen Haideduft.
Hier bleibt das Leben hinter mir so weit,
Sein Schritt verlor sich in der Einsamkeit,
Und die Erinnerung wird müd und müder,
Und übers düstre Auge fall'n die Lider —
In Eins schwimmt Zukunft und Vergangenheit.

Nacht.

Und eigen ist's, wenn in der stillen Haide
Der rote Mond des Abends taucht empor
Aus dunklen Föhren, wie ein Mordgedanke
Sich drängt aus einem finstern Hirn hervor.
So schaurig ist's wenn sich kein Laut mehr regt,
Die Fläche dehnt sich dunkel in die Weiten,
Bis sie verschwimmt — die bange Brust, sie hegt
Angstvoll den Atem bei dem Weiterschreiten.
Es ist der Mond, der alles Leben schreckt,
Der wie ein zornig strafend Auge schaut,
Daß sich das Tier in banger Furcht versteckt
Und selbst die Pflanze nicht zu atmen traut.

Im Park.

Der Tag verrauschte und der Abend kommt,
Der Abend kommt mit seinen goldnen Schwingen
Und streift im träumenden Vorübergehn
Blutrote Rosen, duftende Syringen.
Die Stunden schwinden und der Himmel dunkelt,
Des Mondes gelbe Scheibe schwebt empor,
Sie leuchtet durch des Parkes Gittertor
Und hie und da ein einsam Sternlein funkelt.
Von fernher kommt Musik in leisen Klängen,

Ein abgebrochen Lied aus Frauenmund,
Als ob aus stillen Teiches tiefem Grund
Der Nixe leise Sehnsuchtsklagen drängen.
Von Zweig zu Zweig spinnt sich des Mondes Netz,
Ein schimmernd Netz aus wunderzarten Fäden,
Und Traumeselfen wiegen sich darin
Mit silberstimmig leisen Flüsterreden.
Auf bleichem Wasser liegt ein bleicher Schein,
Ins stille Gras fällt lautlos lichter Tau,
Leis schlägt das Herz, den Atem halt' ich ein —
Jetzt muß sie steigen, sie, des Weihers Frau —
— — — — — — — — — — — — — — — —
Doch nun ein Schrei! Ein heißer, wilder Schrei!
Und all der Zauberspuk, er schwand vorbei!

Vision.

In eine Kirche trat ich leidbedrückt,
Mir Heilung in dem Labequell zu suchen,
Der am Altare, nie versiegend, strömt.
Weit hinter mir versank des Tages Schwüle,
Der freche Tag verlor der Schritte Spur,
Die mich in diese heilge Stille trugen,
Ein Meer von Stille, ohne Hauch und Welle.
Es ruhte schon die Nacht in diesem Raume,
Um tröstend in die Welt hinauszutreten
In ihrem keuschen, schwarzen Nonnenkleide.

Ein Duft von Weihrauch und der letzte Atem
Verlöschter Kerzen schwebte in der Luft,
Und aus dem Dunkel blitzte hin und wieder
Ein heiliges Gerät, ein goldner Rahmen.
In diesem andachtschwangren, kühlen Tempel,
Worin noch frommer Menschen fromme Bitten
Und zarte Sehnsucht flüsterten und webten,
Zurückgelassen als ein heilges Opfer,
Lag ich in stummem Schmerze auf den Knieen;
Das Tor der leicht getäuschten Sinne schloß sich,
Auf ungeahnt geheimnisvollen Wegen
Trat Fried' und Ruhe in das wunde Herz.
Da hob ein milder Glanz die schweren Lider,
Ein Glanz, der aus dem stillen Dunkel floß,
Bis heller er und heller sich gestaltet.
Des Domes kühn geschwungne Decke schwand
Und bleiche Sterne schauten still herein.
Auf dem Altare saß ein hehres Weib,
Seltsamer Hoheit voll und süßer Milde.
Des leuchtenden Gewandes weiße Falten,
Sie flossen auf die hellen Marmorstufen,
Mählig verschwindend in dem nächtgen Schweigen.
In ihrer Hand hob sich ein Lilienzweig
Mit himmelragend silberweißer Blüte.
Tiefschwarze Haare fielen auf das Kleid,
Wie Fetzen Nacht, auf Schneeflur hingeweht,
Und aus dem bleichen Antlitz strahlten seltsam,
Zwei schwarzen Monden gleich in weißer Nacht,
Die großen Augen, tief wie Wunderbronnen,
Wie Wunderbronnen, drin man alles Leid,
Das ganze Erdenleid versenken konnte.
Im Grunde dieser Bronnen schlummerte,

Gleichwie ein Schatz in Ozeanes Tiefen,
Geheimnisvoll das Rätsel der Erlösung,
Das still in diesem Wunderleibe wuchs.
Verloren starrt' ich, weltenfern verloren —
Da klang der Glocken schwellend volles Ave
Und in dem Duft und Dunkel schwand das Bild.

In der Großstadt.

Stets bin ich einsam, doch am einsamsten,
Wenn mich des Menschenstromes Wogen tragen
Durch drängend volle Straßen großer Städte.
Vor all dem Lärm schließt sich der Sinne Tor,
In heilger Stille schreite ich dahin,
Vergessend dieses Leibes dürftge Hülle,
Gedrängt, gestoßen in dem eklen Treiben.
Gleichwie auf dunklem Hintergrunde heben
In hehrer Pracht sich leuchtend helle Bilder:
Die Palmen streben kühn zum blauen Himmel,
In weißen Kleidern wandeln die Gedanken
Und grüßen sich mit vollen Blütenzweigen,
Bis sie in holdem Reigen sich verschlingen
Und zarte, süße Melodieen klingen.
Stets bin ich einsam, doch am einsamsten,
Wenn mich des Menschenstromes Wogen tragen
Durch drängend volle Straßen großer Städte.

Und keine Brücke führet mehr hinüber
Zu Jenen, die in wilder Hast mich drängen;
Zerrissen jedes Band und einsam geh' ich,
Einsam — ein Schiffer, der, im schwanken Kahn,
Nach einem wunderbaren Sterne schaut!
Und nicht des Meeres wilde Brandung fühlt,
Die unter ihm im Sturme kocht und wühlt.

Zwei Welten.

Fremd ist mir diese Welt, ihr Tun und Handeln,
Fremd ist mir selbst die menschliche Gestalt,
Das ganze Erdensein, Form und Gehalt,
Geburt und Tod, der Stillstand und das Wandeln.

Als stammte ich aus fernen, fremden Auen,
So seh' ich oft die Menschen an erschrocken,
Und alle meine Pulse plötzlich stocken
Vor diesem Rätsel, das nicht zu durchschauen.

Und mich erfaßt ein wundersames Grauen,
Da ich doch in den gleichen Leib gebannt,
Der mir im Innersten doch nicht verwandt —
Wer füllt die Kluft, wer kann sie überbauen?

Sternennacht.

In stiller Nacht, in wunderstiller Nacht
Ausbreit' ich meine Arme in das Schweigen:
O wüchsen sie zu lichter Schwingenpracht,
In jene blauen Räume aufzusteigen.

In stiller Nacht, in wunderstiller Nacht,
Will sich mir klar ein süß Geheimnis zeigen,
Doch seiner unergründlich hohen Macht
Muß schauernd ich das Haupt in Demut neigen.

Sehnsucht.

Sterben möcht' ich in Wohllaut, in Licht und Farben,
Im Angesichte des Meeres, wenn Orgeltöne
Die Wogen heben, auf denen in leuchtender Schöne
Die letzten Rosen der scheidenden Sonne starben.

So von der Erde, auf der wir kümmerlich darben,
Wir, des Staubes stumpfgeborene Söhne,
Möchte ich scheiden, daß mich dort oben kröne
Jene Schönheit, um die wir in Sehnsucht warben.

Wunsch.

Ich möchte tauchen in den stillen Bronnen,
Darin das Wunder dieses Lebens keimt,
Wo alle Leiden schlafen, alle Wonnen,
Wo Seel' an Seel' und Blüte an Blüte träumt.

Die Quellen steigen aus der Ewigkeit
In stetem Strom, geheimnisvollem Rauschen,
Weit hinter mir entschwinden Welt und Zeit,
Und selbstvergessen muß ich lauschen, lauschen.

Tag und Nacht.

Langsam und lang
Verrinnen die Jahre,
Gleichmäßig gleitet
Der Faden der Zeit,
In unübersehbarer Folge
Tage dem Tage verknüpfend,
Durch die eherne Hand
Des blindwaltenden Schicksals
Hinab in das öde Nichts.
Wir leben und sterben,
Hassen und lieben,
Tragen jauchzend das Haupt gleich den Göttern
Und vergehen vor Schmerz:
Aber gleichgültig schlägt jeden Morgen
Der Himmel sein Auge auf,
Das lichtgebärende,
Gleichgültig schreitet die Nacht, die sinnende Göttin,
Dem menschlichen Schicksal vorbei,
Gleichgültig bleibt die Natur
Dem Wogen und Wallen des heißen Herzens.
Und ob Geschlechter vergehen,
Reiche verschwinden,
Sich umgestaltend die Menschheit ringt —
Teilnahmlos faßt es die Zeit
In ihren ewig wechselnden,
Ewig stetigen Rahmen
Von Tag und Nacht.

Wohin.

Wo gehn sie hin, die holden Lebensflammen,
Wenn kalt und fremd der Leib liegt auf der Bahre,
Wenn dieser Bau, der kläglich wunderbare,
Der hochgetürmte, schmählich bricht zusammen?

Ob sie hinauf in lichtre Höhen lodern?
Ob sie in andern Wesen sich entzünden?
Ob sie, ein Hauch, in blauer Luft verschwinden?
Ob mit dem Leib im kühlen Grund vermodern?

An den Schlaf.

O Schlaf, du milder, blauäugiger Schlaf!
Mit weichen Sohlen trittst du an's Lager,
Geschmückt mit dem duftigen Mantel des Mondlichts,
Ums Haupt gewunden das Diadem
Der prangenden, leuchtenden Sterne!
Du entschirrst die schnaubenden, wilden Rosse,
Die am Tage uns schleiften auf dieser Erde,
Die Leidenschaften; du reichst die Schale,
Den sinnefesselnden, betäubenden Trank
Dem grämlichen Lenker Vernunft.

Mit liebendem Kusse weckest du auf
Dein geflügeltes Kind, die Phantasie,
Und, endlich entronnen dem strengen Hüter,
Beginnt sie in tollster Lust den Reigen.
O holder Schlaf!
Voll Mitleid kühlst du die müden Augen,
Die bleiche Stirne, die heiß geworden
Im grausamen Kampfe des Tages,
Mit dem klaren Born der Vergessenheit,
Der tröstend hervorquillt aus blauer Nacht.
Du fesselst voll Mitleid die fliehende Zeit,
Die tönenden Schrittes am Tage vorbeieilt,
Die nimmermüde, erbarmungslose.
Erst wenn der geschäftige Morgen herannaht,
Dir leuchtend ins schamvolle, keusche Antlitz
Mit seiner Fackel in nüchterner Frechheit —
Dann kehrst du schweigend wieder zum Himmel,
Dem Heimatlande, das dich geboren,
O milder, blauäugiger Schlaf!

Faust.

Charfreitag wars und freier Vormittag,
Der Meister sandte mich zur Kirche hin,
Doch trieb es mich ins Freie, auf die Berge;
Denn in der Tasche trug ich, auf dem Herzen,
Dem klopfenden vor Freude und Erwartung,
Den Faust, den heut ich erstmals lesen wollte.

Ich war erst sechszehn Jahr' und meine Brust
So voll von süßen Träumen, zarten Bildern,
Von allem Heiligen und allem Hohen.
So stieg ich auf die Felsen, in den blauen,
Tiefstillen Himmel hoch hinein. Die Bäume,
Vor Tagen grau und grämlich noch, sie schlugen
Verwundert schon die grünen Augen auf.
Der Schlehdorn trieb schon seine Blütenpracht,
Ein über Nacht herabgetauter Schnee,
Mit ihrer Melodienkette hing die Lerche
Nur an der Erde fest noch, längst verloren
Dem späh'nden Auge. — Dort las ich den Faust.
Vergessen war die Qual, die Angst und Pein,
Die mich zu Haus' erwarteten, mein Herz,
Sonst, ach, so schwer bedrückt, es schwang sich jauchzend
Der Lerche nach; und all die holden Wunder,
Die aus den toten Lettern stiegen, wurden
Lebendig um mich her in süßer Fülle.
Der großen Dichtung urgewalt'ger Strom
Und all die knospend ahnungsvolle Schönheit,
Die mich umwebte still, geheimnisvoll,
Sie brachen alle Dämme des Gefühls,
Daß es aus seinen Ufern flutend drang
Und mir als Tränen von den Augen rollte.
Vor all der Freude, die die enge Brust
Zu sprengen drohte, sank ich mit dem Antlitz
Weinend ins graue Gras.

Vorbei.

Über die Stoppeln her wehet der Wind —
Mädchen, was säumst du nur,
Mädchen, was träumst du nur,
Träumst du nur, liebliches Kind?

Längst schon der Frühling von dannen ging —
Mädchen, was spinnst du nur,
Mädchen, was sinnst du nur —
Des, der dich liebend umfing?

Weiße Fäden an Strauch und an Baum —
Mädchen, was meinst du nur,
Mädchen, was weinst du nur,
War es ein flüchtiger Traum?

Ballade.

Der Weiden zitterndes Gezweig
Erglänzt im Mondenscheine,
Und über dem Teiche, der schlummernd liegt,
Der Mitternacht letzter Ton sich wiegt —
Die Magd sitzt ganz alleine.

„Und hab' ich dich in früher Schuld
Im Wasser hier verborgen,
Nun ist mir im traulichen, ehlichen Bund
Der Schoß verschlossen, das Herz so wund,
Nun muß ich nach dir sorgen."

Und aus dem stillen Wasser hebt
Im grünen Dämmerweben
Das Kind sich im weißen, im nassen Gewand,
Das Auge geschlossen und schlaff die Hand,
Von Tang und Schilf umgeben.

‚O Mutter, was hast du mich ertränkt,
Ich lieg' auf Stein und Scherben,
Und der kalte Molch kriecht mir übers Gesicht,
Und der blasse Mond mit dem blassen Licht,
Der Mond läßt mich nicht sterben.'

„Du sollst nicht liegen auf dem Grund,
Nun will ich dich erwarmen,
Hab' ich dich ertränket im sündigen Wahn,
Jetzt will ich dich halten, ich will dich umfahn,
Mit weichen Mutterarmen."

Das Wasser stieg, das Kind entschwand,
Sie streckt nach ihm die Hände;
Sie folget dem blassenden, flimmernden Schein
Und steigt in die Fluten, die kalten, hinein —
Der Mond scheint aufs Gelände.

❦

Der Mönch.

Von allen Sagen, die so traut
Aus längst vergangnen Tagen klingen
Und mit geheimnisvollem Laut
Zu träumerischem Sinnen zwingen,
Mit leisem Finger uns berühren,
Daß, was im Innern leise schlief,
Nun aufgeschreckt, im Herzen tief
Sich läßt als stets lebendig spüren —

War keine jemals, die so sehr
Mir mocht' im Kindheitstraum gefallen,
Als die aus alten Zeiten her
Erklingt aus Corveys Klosterhallen:
Daß jedesmal der Todesengel,
Wenn einen Bruder er erkor,
Auf seinen Stuhl im Kirchenchor
Ihm legte einen Lilienstengel. —

Gerungen hat er manche Nacht,
Gewacht bei trüber Lampe Schimmer,
Mit staubgen Büchern sich geplagt,
Doch seine Ruhe fand er nimmer.
Vergeblich war sein heiß Beginnen,
Nur höher wuchs des Zweifels Qual:
„O könnte ich mit einem Mal
Dem Zwiespalt in mir selbst entrinnen!

In dieser Zelle enger Haft
Gab ich hier Leib und Seel' gefangen,
Verschwor das Leben und die Kraft,
Von Himmelssehnsucht ganz umfangen.
Nun bricht, was mühevoll bezwungen,
Mit um so größrer Macht hervor:
Daß meine Jugend ich verlor,
Daß ich mich ihrem Arm entrungen.

Da draußen in dem grünen Hag
Möcht' ich die Vögel hören pfeifen,
In Mondesnacht, am lichten Tag,
Mit Hussa durch die Wälder streifen,
Und mit der Hand das Eisen fassen
Und in dem heißen, stolzen Kampf
Bei Schlachtenruf und Roßgestampf
Mein Leben retten oder lassen.

Noch pulst das Jugendblut in mir,
Noch fühl' ich Kraft in diesen Sehnen,
In diesen Armen, wenn sie hier
Auch zeichneten der Geißel Strähnen.
Und dann ein tief und wild Verlangen,
Das feige mich und treulos schilt,
Zieht mich, o Gertrud, deinem Bild
Entgegen, um dich zu umfangen.

Die letzte Nacht, die letzte nur,
Das Seil, die Leiter ist geborgen,
Und meines Rosses flüchtge Spur
Zieht meilenweit sich schon am Morgen.

Nur wen'ge Stunden, und erharren
Wird mich der Knecht — dann leis' herbei
Im Dunkel — dann ein Sprung — und frei:
Wie werden sie am Morgen starren!"

Er geht in toller Fieberglut
Die kahle Zelle auf und nieder,
Blickt auf das Kruzifix voll Wut,
In stummer Wut, und dehnt die Glieder.
Wie langsam schleichen die Sekunden,
Wie bleiern diese Stille drückt,
Wie schauerlich der Holzwurm tickt —
Wer soll in diesem Sarg gesunden?

Horch! war das schon der Hora Ton,
Die Brüder rufend zum Gebete,
Daß er in der verhaßten Frohn
Die Kirche noch einmal betrete?
Täuscht ihn das Ohr? Er hört es läuten,
Und leise läßt er das Gemach,
Es zieht ihn jenen Tönen nach,
Und bangend muß er weiter schreiten.

Er tritt zur offenen Tür hinein —
Wie hoch die Säulen aufwärts ragen
Ins stille Dunkel, nur vom Schein
Des ewgen Lichts bestrahlt, dem vagen.
Steinbilder schauen aus dem Dämmern
Und wachsen langsam, riesengroß,
Als rängen sie vom Stein sich los —
Und in dem Herzen hört ers hämmern.

Er hätte gern den Schritt gewandt,
Um zu entfliehn dem eis'gen Schauer,
Doch ziehts ihn weiter, unverwandt
Schlürft leise er entlang der Mauer,
Durch wechselnd fahles Licht und Schatten,
Die, aufgeschreckt von seinem Schuh,
Sich ballend formen und im Nu
Zerfließen vor dem Blick, dem matten.

Nur einen Halt! Da ist der Sitz,
In dem er betend oft gesessen.
Nur einen Halt! Und hastgen Schritts
Hat er den kurzen Raum durchmessen.
Er stützt sich müde auf die Lehne,
Da fesselt ihn ein lichter Schein,
Wie Mondenstrahl so mild und rein,
Auf seinem Pult — es steigt die Träne.

„Die Lilie ist es, mir gesandt,
Die Lilie“ — leise sinkt er nieder,
Den Blick der Blume zugewandt,
Bis langsam schließen sich die Lider.
Der Hora volle Töne trafen
Von ferne noch das müde Ohr.
Es sammelt sich der Brüder Chor
Und findet staunend ihn entschlafen.

Siegrun und Helge.

„Siegrun! Siegrun!“ — mit Schreckenslaut
Die Magd stürzt in der Kön'gin Kammer:
„O Herrin, was hab' ich geschaut,
Noch pocht das Herz mir wie ein Hammer.
Ich sah, ich sah den König reiten
Hin übers schneebedeckte Land,
Ich sah ihn — und mein Atem stand —
Mit allen seinen toten Leuten!“

Von ihrem Sitz hebt sich Siegrun,
Die Träne stockt auf ihren Wangen,
Mit festem Griffe hat sie nun
Den Arm der Dienerin umfangen.
Sie beugt sich vor: ‚Du sahst den Toten,
Meinen Gemahl? Nimm dich in acht!
Du sahst ihn wann?‘ „In dieser Nacht!“
‚Und wo?‘ „An seinem Grab! Es lohten

Des Nordlichts Flammen hoch empor,
Als wollten sie den Himmel sengen,
Da schritt ich übers düstre Moor,
Wo leuchtend sich die Nebel drängen.
Da kam ein Zug von dunklen Schatten
Und hob sich düster von der Glut.
Der König rief: „O Ermintrud,
Denkt Siegrun noch des toten Gatten?“ —

Die Julnacht senkt sich auf die Welt,
Ein ries'ger Rabe; seine Flügel
Sie decken das verschneite Feld,
Den fernen Wald, die niedern Hügel.
Der Vollmond steigt am Hünenstein,
Ein dunkelrotes Aug', empor,
Nur leisen Schritt vernimmt das Ohr,
Denn Siegrun schreitet ganz allein.

Oft steht sie still, es stockt der Fuß:
„Wie, willst du einen Toten suchen?
Nein, nein, ich kehre — nein, ich muß —
Soll er ein treulos Weib mich fluchen?"
Sie drängt sich durch des Spaltes Enge
Und facht die Lampe bebend an —
Da sieht sie Helge, ihren Mann,
In seiner Rüstung Schlachtgepränge.

„O Liebster, wie bist du so kalt,
So feucht und kalt — wie übergossen
Mit Blute dir die Hochgestalt,
Wer tat dir das? Die Kampfgenossen?"
‚Nein, deine Tränen sind's, du Treue,
Die du geweinet bitterlich,
Sie fielen blutig her auf mich
Und flossen jede Nacht auf's neue.

Sie fielen auf die kalte Brust
Und weckten drin ein schmerzlich Sehnen
Nach dir und deiner Liebe Lust,
Ein wachend Träumen, bangend Wähnen.

Nun halt' ich dich in meinen Armen,
Die lebend noch, ich tot im Grab,
Und wenn der Schmerz mir Leben gab,
So will ich an der Lieb' erwarmen.' —

‚Wach' auf! Wach' auf! Es kräht der Hahn!'
„O weile noch —". ‚Ich darf nicht säumen.
Nun lenke ich mein Roß die Bahn,
Hinauf zu Walhalls lichten Räumen.'
Sie springt empor — ein Wolkenschatten
Steigt riesengroß zum Himmel auf,
Und nie, in all der Nächte Lauf,
Sah wieder sie den toten Gatten.

Schicksal.

Kein Leben möcht' ich ohne Tod,
In ewger Ruhe feig genossen,
Und keinen Kranz, den nicht die Not
Mir reichte, tränenübergossen;
Wo jedes Blatt, mit dem er prahlt
Und meine stolze Stirne schmückt,
Ward unter Nesseln kühn gepflückt,
Mit Sorgen überreich bezahlt.

Und auch kein Weib, wenn ich es nicht
Durch heißes Werben hab' bezwungen,
Und Gold nur, wenn ich sein Gewicht
Mit harter Arbeit mir errungen.
Das Wissen, dieser heilge Gral,
Ich griff nach ihm mit kecker Hand
Und trank ihn, der gefüllt zum Rand,
In karger, nächtger Stunden Zahl.

Auch jenen Himmel will ich nicht,
Soll ich durch knieen ihn erbitten.
Nein, Recht um Recht und Pflicht um Pflicht,
Und Lohn nur, wo ich ihn erstritten.
Schuldlos kam ich in diese Welt
Und weiß auch Keinem Dank dafür;
Doch geh' ich durch des Todes Tür,
So sei es aufrecht, wie ein Held.

In dieses Lebens wüstem Krieg
Heißt es, das Schwert in Händen halten.
Das Schlachtfeld nur gebiert den Sieg,
Die Not nur kann den Mann gestalten.
Ein Hoch dem Hasse und der Not
Und nieder mit dem feigen Quark,
Es lebe, was da kühn und stark,
Und hoch der Hunger, hoch der Tod!

Skizzen und Stimmungen
(zu einem Drama).

1.

O holder Wahnsinn, neige dich her zu mir
Mit deinem vergessenheitduftenden,
Dem bunten, traumgefiederten Schwingenpaar.
Zu frech ist mir diese Welt, zu rauh und eisig
Und jede zarte Saat des Geistes erstickend.
O nimm mich in deine Hut, dann wachsen die Träume,
Ein riesiger Wald, den Himmel durchstoßend,
Mit seinen Wurzeln die Hölle durchwühlend,
Mit seinen Zweigen den Raum umklammernd,
Den gliederlosen, den uferspottenden.
So lebe ich nicht in dieser Welt
Und doch leb' ich, doch leb' ich!
Denn vielleicht, daß mit diesem Erdenleib
Hinstirbt auch des Geistes künstlich Gebäu,
Im Staub sich verlierend — darum will ich leben!
Doch unter deinem Fittig naht mir der Tod
Nicht als der schleichend langsame Verderber,
Den ich mit wachenden Sinnen fühle
Das Mark aus all meinen Knochen saugen,
Mit zagendem Schauder vor der ewigen Nacht —
Nein, er faßt mich vielleicht, wenn ich die Welt
Aus ihren kreischenden Angeln hebe.
Hülfreich stürzt er mit mir den Jammerbau
Und hellaufjauchzend, Hand in Hand,
Steigen wir auf und verschwinden! — — —

2.

Nur einen Druck, nur einen leisen Druck,
Und aus dem dunklen Laufe steigt empor
Der Tod, der tückisch darin lauerte,
'ne winzige Spinne in dem engen Neste.
Nun riesengroß, auf dieser Kugel reitend,
Zieht er als Triumphator ein ins Herz,
In den Palast des lebenssiechen Leibes.
Dort trinkt er jauchzend quellenheißes Blut,
Das aus dem Herzensborn in Strömen dringt.
Er trinkt der Lebenskräfte letzten Rest
Und steigt dann höhnend aus dem offnen Munde,
Verächtlich mit dem Knochenfuße stoßend
Das ausgeplünderte, zerstörte Haus.

3.

In diesem engen Raum, der Knochenkapsel,
Liegt diese ganze schöne Welt beschlossen,
Und alle ihr holden, zarten Geister,
Sie schweben durch der Sinne offne Türen
Auf wunderbarem Fittig ein und aus.
Sie reiten auf dem schimmernd farbgen Lichtstrahl,
Sie wiegen sich, umwallt von Düften, auf
Der Töne melodiebewegten Wogen,
Und bauen drinnen dieses Wunderschloß
Voll Kraft, Gesetz, in blühend heitrer Schönheit,
Aus Ton und Farbe, Licht und Duft gewoben.

4.

Ja, könnte man an jenes Ufer treten
Mit einem scharfen Schwerte in der Faust,

Mit einer Fackel lodernd hellem Brand —
Lautjauchzend stürzte ich mich in den Tod,
Aus schwarzen Fluten jenen Strand gewinnend.
Erobernd zög' ich durch die fremden Fluren,
Dem Ungetüm ins Angesicht zu leuchten,
Das uns geschreckt mit seinem dunklen Rätsel! —
Doch stoßen wir uns an des Todes Pforte
Den Schädel ein, und nur als blasse Schatten,
Saftlos und marklos, ziehen wir hinüber,
Im Windhauch durch das düstre Dunkel klagend.

5.

Wir wandeln alle in dem Riesenhirne,
Hier unter dieser blauen Schädeldecke,
Als schwanke Träume, schemenhaft vergänglich.
Wir kommen und vergehen ohne Grund
Und dünken uns so fest auf sichern Füßen.
Lachend und weinend ziehen wir dahin,
Vertrauend unsrer Kraft, als ob wir wären,
Und sind doch Schatten, die der Kopf gebiert,
Darin wir als Gedanken traumhaft spuken,
Nach Willkür dieses unbekannten Wesens.
Dies ganze brausend volle, tolle Leben,
Der Reigen der Gestirne, Sterben, Werden,
Die Weltgeschichte, die wir stolz bewundern,
Erschreckend fürchten, sind nur wilde Träume,
Gedankenketten in dem wüsten Hirne,
Deß Ziel und Streben dunkel und verborgen.

6.

Das wahre Sein, es lieget außer uns,
Weit außer dem smaragdgedeckten Hirne,

Und Traum ist unser Tun und unser Denken.
Ein Wimmeln winziger Atome, das
Nur den Gedanken schafft, der dann nach außen
Zu ungeahntem Zwecke wird zur Tat
In andern, fremden, wunderbaren Reichen.

7.

Ein Herrscher dieser Welt war ich dereinst,
Als ich vor Zeiten trat auf diese Erde.
Soweit der Himmel blaut für Menschenaugen,
Sich drinnen spiegelnd, dehnte sich mein Reich.
Mein Bild war aufgestellt in allen Tempeln.
Mein war die Welt, mein jeder Atemzug,
Der nur aus einer Menschenlunge drang.
Der Blick Gesetz, des Mundes schwächster Hauch
Ward tausendarm'ge Tat, und täglich bot sich
In wechselnder Gestalt des Weibes Schönheit. —
Nun muß ich büßen durch der Götter Neid,
In dieser schmutz'gen Hülle eingekerkert
Und durch des Elends tiefsten Kot geschleift —
Im Herzen noch den stolzen Herrschersinn!

8.

O, einen Tritt dem kleinen Erdenball,
Daß er, im glühen Donnerschwindelrasen,
Sich um die funkensprühnde Sonne schwingt,
Und seine Lichtspur, die er auf dem Pfad
Zurückläßt, einholt und zum Kreis sie rundet,
Darin die Sonn', ein trunknes Auge, lacht!
Daß sich in diesem schnell und schnellern Lauf
Zu Tagen drängen diese schleppenden Jahre

Und sich in solchen Tages kurzem Ringe
Die Jahreszeiten auf die Fersen treten:
Blüte und Frucht und Welken nacheinander.
Daß alle Lust und alles Leid, auf diesen
So schwindelnd engen, kurzen Raum gepreßt,
Nur höher lohe und so tiefer fresse.
O welche Fülle in der kurzen Spanne,
In diesem schwindelnden Minutendasein,
Wo jeder Atemzug für Tage zählt!
Wo kaum das Auge sieht die Nacht sich dunkeln
Und schon der Tag auf ihren Rücken springt —
Ein flüchtiger Blitz der Tag, die Nacht ein Schatten!

9.

's ist nicht der Tod, das Sterben, was ich fürchte,
Nein, nur der Abscheu, nicht mehr da zu sein;
Zu wissen, daß, wenn diese kleine Welt,
Zweibeinig und vergänglich, ist vermodert,
Doch die Jahrhunderte vorüberschreiten
In stetem Donnerschritte, unaufhaltsam,
Im Sterben noch das Losungswort zurufend
Dem folgenden — und jedes ohne mich!
Daß ich Gesänge, die, wie Riesenblumen,
Die Welt mit ihrem süßen Duft erfüllen,
Ich niemals, nie begeistert hören werde;
Und Taten, die, ein furchtbar Meteor,
Der Sterne Glanz beschämend, auf zum Himmel,
Dem hohen, steigen, um sich dran zu heften,
Den kommenden Geschlechtern fortzuleuchten,
Mein längst vermodert Aug' nie sehen wird.
Wie reich muß dann der blaue Mantel sein!

Denn jeder Stern ist eine große Tat,
Die stolz der Weltgeist an den Busen steckt.
Nur einen Augenblick möcht' ich dem Strom
Der flüchtgen Zeit entfliehn, im Augenblick
Der Taten Wogen mir am Busen fühlen,
Der kommenden, vergangnen — auf einmal
Der Schönheit ganze Fülle überschauen,
Die jenseits dieser kurzen Spanne blüht.
Und dann in diesem ewigen Moment,
Der eins nicht kennt und zwei, spurlos versinken!

10.

Doch sei getrost, in jedem Wesen lebst du,
Das nach dir auf die grüne Erde tritt,
In jeder Tat, die auf zum Himmel flammt,
In jeder Schönheit, die die ungestillte
Sehnsucht zum Wesen schafft in jeder Kunst.
Jeder Gedanke, den du je gedacht,
Er wird zur Nahrung kommenden Geschlechtern,
Ging er auch scheinbar ohne Spur verloren.
Ein Pulsschlag war es, der sie weitertreibt,
Eine Sekunde, die der Zeitenzeiger
Einst überschreiten mußt', will er nicht stillstehn,
Ein winziges Atom zum großen Bau,
Ein Atemzug den dieses hohe Wesen,
Die heilige Natur, notwendig tun muß —
In allem bist du, lebst, in allem, allem!

11.

Ja, stürzte sich der Mörder Tod auf mich,
Gleichwie der Löwe auf das flücht'ge Roß,

Mit einem Schlag es fällend — wie der Sturm,
Der aus dem Boden reißt die mächt'ge Tanne,
Mit allen Wurzeln sie von dannen führend!
Doch hinzusiechen, langsam, unaufhaltsam,
Den Tod erst wünschen und sein Auge scheuen,
In Reue, Selbstanklage und Verzweiflung
Sich aufzureiben — fühlen, wie der Tod,
Der ungeschickte Arzt, mit zagen Schnitten
Die Seele löset aus dem Mutterleibe —
Nur dies nicht, nein, o nein! —

12.

Nicht mit dem Schulsack auf dem Rücken trat
Bescheiden ich ins weite Reich des Geistes —
Mit meines Willens Eisenhammer schlug
Ich an die Pforten, die man mir versperrt
In schnöder Selbstsucht, bis sie niederfielen.
Heulend vor Hunger fuhr ich in die Weiten
Auf des Gedankens Fittig, ohne Sätt'gung
Zum tiefsten Abgrund, da, wo schaudernd hüllt
In schreckend Dunkel sich das Welträtsel
Und jede Frage stummt — ja, Aug' in Auge
Stand ich der alten Sphinx!

13.

O lieblich Tauschen, jedes Ding
Mit meiner Wünsche zarten Farben schmücken,
Mit meines Geistes Glutgedanken nähren,
Bis ich als mein es an den Busen drücke!
Denn die Natur ist nur so reich als du!
Aus deinem Herzen quillt des Lebens Strom,

Der in der Formen tote Hülle fließt,
Sie schmückend und belebend — und ein jedes
Antwortet dir, wie du es fragst,
Denn Frag' und Antwort liegen in dir selber!

14.

Mutter und Kind.

Wie still es ruht! Auf leisen Sohlen tritt
Die milde Nacht herzu und zieht den Vorhang,
Den seidnen, vor die klaren, blauen Spiegel,
Die müde sind vom bunten Schein des Tages.
Die zarten Wangen sind so leis gerötet,
Als ruhte noch darauf das Abendrot,
Gefesselt von so holdem Ort. Jetzt schläft es!
Und Träume, diese bunten, duftgen Blumen,
Entsprießen auf der Sammetflur der Nacht.
Mein Kind, mein liebes Kind, du Lebensrätsel!
Wir gehn geschäftig nüchtern dir vorbei
Im frechen Tageslichte. Doch des Abends,
Wenn nur die Grille zirpt im tauigen Gras,
Dann hebt auch die Natur ihr Sphinxenhaupt.
Ein Kind — wo bist du her? Nie sah ich dich,
Du sproßtest auf aus dem urew'gen Nichts,
Wo senkst die Wurzeln du nur in den Grund?
Wo ist der Mutterboden, da die Keime
Der folgenden Geschlechter dicht sich drängen,
Heraufzutreten an der Sonne Licht?
Du blühest auf, dir selber unbewußt,
Und uns zur Freude, ja, zur stillen Andacht.
Hab' ich doch einen Tempel mir gebaut,
Weitab geschieden von dem Lärm der Welt,

Darin ich bete still mit meinem Kinde.
Oder auch zu ihm — ist doch jedes Kind
Ein Christuskind, es bringt den Frieden mit,
Erlöst uns aus der Selbstsucht starren Ketten,
Macht mitleidsvoller uns den andern Menschen
Und weckt die bessern Triebe in uns auf.

15.

Nur Licht und Freiheit!
Wie sollen dann die Schwingen sich entfalten
Und stoßen an des Horizontes enge,
So enge Grenzen!
Gleich einem Leuen richte ich mich auf,
Ein jeder Atemzug ein volles Leben,
Und jedes Wort ein geistgeschwängert Wesen,
Das jauchzend aus dem Mund springt in die Welt,
Zu wirken und zu schaffen hoch und frei.
Und jeder Blick die Höhen messend und
Die tiefsten Tiefen hellend —
O dieser kleine Ball
Bebt unter meinem Fuß, und jauchzend streck' ich
Die Hände nach den goldnen Sternen aus,
Die holden Himmelsfrüchte abzupflücken
Aus dieses Himmels dunkelgrüner Laube —
Und darüber noch
Hebt mein Gedanke seinen Blitzesflug,
Des Lichtes schneller Feuerpfeile spottend — —
O heißes, heißes, heißes, glühes Leben!
O schwindelstarke, schwindelkühne Kraft!

Leben.

Dem Leser.

Tritt ein in dieser Lieder dunkle Halle,
Sie wölbt sich wie ein eiseskalter Dom,
Darin die ew'ge Lampe längst verlöscht,
Längst alle Heil'genbilder umgestürzt,
Und nur das Dunkel feucht und lauernd brütet.
Du steigst in eines Menschenherzens Nacht,
Gleichwie auf schwanker Leiter in den Schacht,
Der dich in unbekannte Tiefen führt.
Es schwinden alle Sterne hinter dir,
Und wie du auch das Auge spähend schickst,
Es faßt nicht mehr den allerkleinsten Punkt,
Der dir die Näh' verwandter Wesen kündet.
Nicht reich' ich dir die Hand, um dich zu führen,
Hier kann dich nur der eigne Flügel tragen,
Oder versinken mußt du, rettungslos versinken!
Nicht Lieder sind's von Wein und holden Frauen,
Von süßer Liebe und von Frühlingsluft —
Ein Aufschrei ist es aus gequälter Brust,
Ein greller Schrei, der himmelaufwärts dringt
Und wieder rückprallt von geschloss'nen Pforten.
Ein Schrei, wie dessen, den ein Alp bedrückt,
Daß alle Muskeln sich zum Springen spannen,
Das Auge quillt, der Atem pfeifend keucht,
Bis es in einem gellen Laut sich löst.

Vergeblich.

Mir gab Natur die leere Harfe mit,
Und erst das Leben spannte mir die Saiten,
Wenn meine Verse ernst und düster schreiten,
Ist es der schweren Tag' und Nächte Tritt.

Denn sie erzählen nur, was ich erlitt.
Und wenn sie ihre dunklen Schwingen breiten,
Ihr greller Jammerschrei hallt in die Weiten,
Ist es das Leid, das mir das Herz zerschnitt.

Jedoch kein Wort und keine Kunst, sie können
Das Elend malen, das ich durchgelitten
Und ob sie selbst den höchsten Flug gewönnen.

Die Schmach, der Hunger, das vergebne Ringen,
Schlaflose Nächte, heißes Flehn und Bitten —
Das läßt sich nicht in Harmonien zwingen.

Warum?

Daß ich mit euch den Leib gemeinsam habe!
Daß ich denselben Boden treten muß!
Daß mich berührt der gleichen Sonne Kuß!
Daß ich, gleich euch, einst wanken muß zum Grabe!

Könnt' ich vertauschen doch mein ganzes Wesen,
Könnt' ich die Menschheit ausziehn, wie ein Kleid,
Und mich versenken in Vergessenheit,
Daß ihr dereinst Genossen mir gewesen!

❦

Bin ich denn rechtlos, weil mich in das Joch
Der Sklaverei ein hartes Schicksal bannte,
Das Schicksal, das mir auf der Stirne doch
Des Geistes glühen Kainsstempel brannte?

Darf man mich treten, weil der schwere Fluch
Der Armut mir die kühnen Schwingen bindet,
Mir, dem die weite Welt nicht groß genug,
Im Kampf ums Dasein Leib und Seele schindet?

❦

Das Volk.

Das Volk ist wie ein steinern Schmerzensbild,
Das ohne Stimme, um sein Leid zu klagen.
In stummer Pein muß es sein Elend tragen
Und nur das Herz von wildem Haß erfüllt.

So schleicht es schwer durch dieses Erdgefild
Und fühlt den grimmen Wurm am Herzen nagen,
Die Qual, die dreifach, weil sie nicht zu sagen,
Den Durst nach Glück, auf ewig ungestillt.

Wenn dem Koloß die Zung' ich lösen wollte,
Es würd' ein Schrei die weite Welt erschüttern,
Ein Schrei, vor dem der Erde Felsen zittern,

Ein Schrei der grausen, tausendjähr'gen Not,
Ein Schrei nach Blut und Rache, Mord und Tot,
Daß Thron und Altar in den Abgrund rollte.

Absage.

Dem Pöbel reich' ich nicht die Hand, die reine,
Und wär' ich seinem Boden auch entsprossen
Und gab ihn das Geschick mir zum Genossen —
Ich kenn' ihn nicht, sein Ziel ist nicht das meine.

Wenn aus den Höhn, wo thront die Welt, die feine,
Verachtung stromweis mir auf's Haupt geflossen,
Habt ihr mit schmutzgem Witze mich begossen,
Biss't ihr aus niederm Neid mich in die Beine.

Doch Schmutz bleibt Schmutz! Mag liegen er auf Höhen,
Ob in den Tälern — 's ist dieselbe Sorte,
Und selten ist das Gold an jedem Orte.

Es gilt mir gleich, ob du ein Lump im Fracke,
Ob du ein solcher in zerriss'ner Jacke —
Ich hass' euch alle, wo ihr möget stehen.

Zusammenbruch.

Ja, wäre nur mein Wort kein bloßer Hauch,
O, daß ich Blitz und Donner in mir trüge,
Zu schmettern sie in diese Welt der Lüge,
Daß sie in Flammen sich verzehr' und Rauch.

Daß tote Form und längst vergessner Brauch,
Der ganze Plunder, auf zum Himmel schlüge,
Gegraben sei der ewgen Schande Züge
Mit Feuermal ins Antlitz jedem Gauch.

Jedoch mein Wort, es wird im Wind verhallen,
Wie es entstanden, wird es auch vergehen
Und weiter frißt die Fäulnis, immer weiter.

Der morsche Leib, er wird von selbst zerfallen,
Kein todbeschwör'nder Arzt wird ihm erstehen,
Der Sumpf erstickt das Roß und seinen Reiter.

Seitdem.

Seit die Vernunft mit hellem Schein
Das Wesen mir der Welt enthüllte,
Und mit des Leides herbstem Wein
Sich jeder Stunde Becher füllte;
Seit sich des ersten Schrittes Spur,
Die zage, im Gewühl verloren,
Blieb mir ein Wunsch, ein heißer, nur,
Der Wunsch: O wär' ich nie geboren!

Hätt' ich die Sonne nie gesehn,
Wär' ich im Nichts vergessen blieben,
Oder erstickt schon im Entstehn,
Eh' feste Wurzel ich getrieben.
Nun gellt mir jede Stunde zu
Und tief im Herzen fühl' ich bohren
Den Wunsch, mich nagend ohne Ruh',
Den Wunsch: O wär' ich nie geboren!

Menschenlos.

O Menschenelend, Jammer, nicht zu sagen,
Hätt' ich den Ozean in meinen Augen,
Die lange schon nicht mehr zum Weinen taugen —
Es sollte eine Trän' die andre jagen.

Doch will mir längst die Zähre nicht mehr rinnen,
Es bleichen nur die Wangen mehr, die fahlen,
Und nur in Liedern wein' ich meine Qualen:
Der größte Schmerz, er tränet nur nach innen.

Frage.

Welch' ungeheure, grausenvolle Tat
Hab' ich begangen, als in frühern Leibe,
Ein Andrer, ich auf diese Erde trat,
Ein Wechselnder auf wechselvoller Scheibe?

Nachwirkend heftet sich der Fluch an mich,
Nun muß ich büßen ohne mein Verschulden,
Für eine Tat, die längst dem Sinn entwich,
Soll ich in dieser Hülle wehrlos dulden.

Gebet.

Allewiger, den nur die Sehnsucht kennt,
Den keine Sprache, den kein Name nennt,
Der in den Tiefen ruht, den Höhen schafft,
Du, der Gedanke, Leben, Macht und Kraft —

Dich ruf' ich an, der lebt in meinem Geist,
Dich ruf' ich an, der in den Adern kreist,
Dich ruf' ich an, der das, was ist, erhält:
Um Hülfe fleh' ich dich, o Herr der Welt!

Antwort.

Nein nein, kein Gott, keine Gerechtigkeit,
Kein Mitleid, kein Erbarmen, nicht Geduld —
Du wirst hinabgestoßen ohne Schuld,
Du mußt verbluten sonder Schlechtigkeit!

Grausam ist die Natur im höchsten Grad,
Sie wirft dich nieder in den tiefsten Staub,
Du wirst des Zweifels, wirst des Kummers Raub,
Und dich zermalmt des Lebens schweres Rad.

Tiefstes Leid.

Bist du schon, aller Hoffnung baar, gestanden,
Dem Stein auf der vom Nichts geküßten Haide
An Öde gleich, allein auf Lebens Scheide
Und losgelöst von allen Lebensbanden?

So abgrundselend, daß du nicht mehr wußtest,
Ob du noch lebtest oder nur dein Leid,
Daß du um die Bewußtseinslosigkeit
Die kalte Erde bitter neiden mußtest?

Hast solchen Augenblick du nicht empfunden,
Dann darfst du nicht von Not und Elend klagen,
Dann hast du noch das Letzte nicht getragen,
Die tiefste nicht von allen Herzenswunden.

Kein Mitleid.

Kein Mitleid, nein, hab' ich gefehlt,
So beuge tiefer noch mein Haupt,
Du hast die Macht, zertritt das Herz,
Dem seine Blüten längst geraubt!

Doch wisse, keine Bitte wird
Mir je den stolzen Mund entweihn,
Und brächte selbst das kleinste Wort
Des Himmels Seligkeit mir ein.

Fassung.

Still geh' ich hin, kein Klagelaut
Soll mehr aus meinem Munde gehn.
Was ich gehofft, geliebt, geglaubt,
Wird einst mit mir im Staub verwehn.

So mancher trägt des Kreuzes Last,
Doch keine Gloriole hüllt
Dereinst sein Haupt in ew'gen Glanz,
Und keiner kniet vor seinem Bild.

Manchmal.

’s gibt Augenblicke, wo das Herz uns stockt,
Wo selbst der Wind sich fürchtet, fort zu wehen,
Wo bang das Tier im dunklen Winkel hockt,
Und voller Angst die Blumen alle stehen.

Es zagt der Lichtstrahl selbst auf seiner Spur,
Es bebt die Erde bis zum tiefsten Innern,
Ein stiller Angstschrei geht durch die Natur,
Ein bang Erwarten, quälendes Erinnern.

Sind’s Augenblicke, wo die Reue naht
Dem Herzen Gottes, Reue unermessen,
Ob all des Erdenelends, oder hat
Er nur die Weltuhr aufzuziehn vergessen?

Natur.

O du, Natur, du blindes Ungeheuer,
Das ewig schafft, um ewig zu verschlingen,
Zu dem kein Flehn und keine Bitten dringen,
Herzlos und kalt, ein ries'ger Wiederkäuer.

Du trittst in Staub, was groß und gut und teuer
Und lüftest der Gemeinheit schmutzge Schwingen,
Du stickst den Schrei in deinen Schlangenringen,
Brichst dem Gescheiterten das letzte Steuer.

So ohn' Gesetz und Recht und ohne Wahl,
In blindem Wüten, schaffst du nur das Leben,
Um mit der Faust ihm ins Gesicht zu schlagen.

Und wagt ein Mensch es, schaudernd dich zu fragen
Nach dem Warum? statt Antwort ihm zu geben,
Drückst du ihm auf die Stirn das Kainsmal.

Nachtbilder.

Wer bannt das Grauen,
Wenn in der Nacht
Du auffährst in jähem Schreck
Und schweißbedeckt
Die glühenden Augen ins Dunkel bohrst,
Und krampfhaft die Decke zusammenkrallst?
War es der Tod, der dir nahe trat,
Der dir leise das Herz berührte,
Daß es, aufzuckend, dich aus dem Schlummer riß?
War es das Schicksal, die düstere Zukunft,
Die unheildrohend ans Lager kam,
Geheimnisvoll schreckend?
Oder tratest du im Traum,
Den Vorhang lüftend,
Kühn an das Allerheiligste,
Um das Rätsel zu lösen,
Den faden Kniff,
Mit dem man uns alle täuscht?
Und wurdest du
Zurückgeschleudert
Auf das Lager,
Daß dir das Herz wie im Sturme pocht,
Und es im fiebernden Hirne kocht?

Traumgesicht.

In tiefem Schlafe lag ich hingestreckt,
Und aus dem dunklen Nebelschoß der Nacht
Trat durch das Tor des Traumes still ein Zug,
Ein endlos langer Zug von bleichen Schatten.
Die Stirne kühn, die Haltung stolz und edel —
Doch aus den Augen brach ein tiefer Gram,
Wie Mondlicht fällt auf düstre Grabesstätten,
Voll Sehnsucht und Verzweiflung.
Und Jeder trug an sich ein Schreckenszeichen:
Des Wahnsinns Stempel oder die Dornenkrone,
Bohrenden Elends Zug, schmachvolle Wunden.
Voran schritt einer, der den Galgen schleppte,
An dem man ihn gehängt — und jeder, jeder
Glich ihm, wenn nicht an äußerer Gestalt,
Doch wunderbar in seinem ganzen Wesen,
Als ob er sei in jedem dieser Leiber
Zurückgekehrt, in jedem neu gehängt,
Verachtet und verstoßen und gepeinigt,
Als ob ein jeder dieser bleichen Schar
Gelitten für die Schmach der ganzen Welt,
Die in ihm Worte fand und kühnen Sinn,
Anklagend dem sie in's Gesicht zu schleudern,
Der diese arme Welt damit beladen.

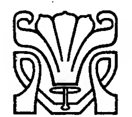
Einsam.

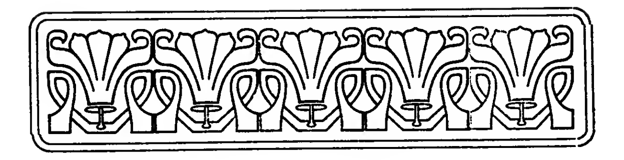
Stumm geh' ich, der rohen Masse gesellt,
Der seelenlosen; verspottet, gehöhnt,
Gehaßt und gemieden — und einsam in meiner
Brust berg' ich die himmelentsprossnen Gedanken,
Die ätherfrohen Hochgefühle.
Nie sprang mein Gedanke in eines Freundes Herz,
Das gleiche Feuer zündend, nie sank ich im Rausch,
Dem schrankenlösenden, in liebende Arme.
Nie fühlte ich der Bewunderung Sporn,
Des Neides tröstendes Gift und niemals
Hob sich mein Geist in vereintem Flug
Zu den Sternen empor, in kühnem Wettkampf.
So geh' ich dahin, so vergeh' ich dahin,
Ins Wesenlose grub meines Denkens Meißel,
In keinem Gehirn bleibt eine Spur
Von meinem ärmlichen Erdensein:
Der Gedanke zerflossen, das Gefühl verrauscht,
Der Leib ein wurmzerfressener Staub —
Ich gehe einsam!

Trotzdem.

Und ich liebe dich doch, du mein kühnes Leben!
Ich liebe dich doch!
Reiche mir deine Schalen beide,
Gefüllt bis zum Rande mit Lust und Schmerz.

Erhebt mich die Freude empor bis zum Himmel,
Läßt mich der Schmerz doch wurzeln im Grund.
Warfst du mich nieder ins tiefste Elend,
Legtest mich fest in eherne Ketten,
Gabst du die Kraft mir doch auch, mich zu retten.
Dich lieb' ich, o Leben! Die heiße Schlacht
Um Sein und Nichtsein, um alles und nichts.
Dich lieb' ich, o Leben!
Wenn der junge Tag in die Welt hineinspringt,
Die glühende Sonnenfackel in Händen,
Entzündend die Morgenwolkenschar,
Daß lodernd sie aufflammt in prangender Glut —
Dann heb' ich aufs neue empor mich vom Lager,
Mit dir zu beginnen den Kampf, o Leben,
Den heißen Kampf,
Den unerbittlichen!
Und ich zwinge dich einst und ich zwinge dich doch,
Ich trete dich einst, wie du mich getreten,
Und ich setze die strahlende Krone aufs Haupt,
Bestimmend mir selbst des Tages Schicksal,
Und gehe den Pfad, den ich will!





1896—1897.

Der Sämann.

Aus blauen Nebeln ringt sich der dunkle Wald,
Rotstämmiger Tannen hochragende Krone,
Aufatmend glühen,
Herolde des Tags, die Bergesspitzen,
Und langsam steigt
Die einsam stille,
Die einsame, große, leuchtende Himmelsflamme.

Herb dunstet des Ackers lockere Krume,
Mit schweren Schritten schreitet der Sämann,
Und streut mit brauner,
Mit harter, gleichgültiger Hand
Tausend goldene Körner,
Sehnsüchtig lichtfrohe, goldene Körner.

Viel tausend Augen öffnen sich täglich dem Licht,
Sehnsüchtig lichtfrohe, leuchtende Kinderaugen,
Und täglich schließen
Für immer sich tausend glutmüde Augen,
Und ruhig lodert
Darüber die ewige,
Die einsame, große, strahlende Himmelsflamme.

An deiner Seite —

An deiner Seite bin ich vom Traum erwacht
Und um mich schweigt und zittert tief die Nacht,
Der Kinder leise Atemzüge ziehn
Im Bettchen nebenan so sacht, so sacht,
Und sinnend lausch' ich, wie sie kommen und fliehn.

Im Dunkel such' ich tastend deine Hand —
Was träumte mir? — Daß du und mein Glück ent-
schwand,
Daß leer dein Bett und leer die kleine Wiege,
Daß ich mich einsam und verlassen fand
Und nun für immer dein Herz, ihr Mund mir schwiege.

Noch bist du mein — und bange halt ich dich fest,
Noch bist du mein — und was mir die Brust gepreßt,
Es ging vorüber, ich bin nicht allein,
Nie kommt die Stunde die uns scheiden läßt —
So träum' ich, tiefen Friedens, wieder ein.

❦

Dort fiel ein Stern —

Dort fiel ein Stern, er blitzte auf und schwand
Und läßt im Dunkel keine Spur zurück,
Eh' noch der Mund des Wunsches Worte fand,
Dem Glauben treu: o käme mir das Glück!

Ein Lächeln und ein Blick, verheißungsvoll,
Und eine Stunde, wie getaucht in Licht —
Es ging vorbei, was nimmer kehren soll,
Eh' noch der Mund die zagen Worte spricht. —
Es fiel ein Stern.

Nachtgefühl.

Wie in den Bäumen der Nachtwind saust,
Und das Licht verglimmt und das Dunkel fällt:
Wie bin ich allein, allein in der Welt,
Und der Himmel, er ist so ferne.

Da draußen gehen nun Stern an Stern
Durch die blaue Nacht ihren stillen Gang,
Und die Stunden dehnen sich lang, so lang,
Und ich liege und atme bange.

Der Hofhund schlägt an im halben Traum,
Der Mond auf den stillen Dächern liegt,
Wie die Nacht sich wiegt, wie die Nacht sich schmiegt
In seine leuchtenden Schleier.

Ob jemals ein Tag war, ich weiß es nicht,
Ich weiß nicht, ob jemals noch kommt ein Tag,
Wie klopfet so leise des Herzens Schlag,
Wie ist mir das Licht so ferne.

Töne.

Vorfrühlingstag. Durchs offne Fenster dringt
Ein würzger Erdhauch auf den leisen Winden,
Des Baumes glänzendbraune Knospe bricht.
In silbergrauer Dämmerung versinkt
Das weite Zimmer, alle Farben schwinden,
Und bleich verschwimmt im Schatten dein Gesicht;
Nur auf der schmalen Hand ein mattes Licht,
Die müde auf den weißen Tasten ruht.
Nun leise, ungewollt, die Töne quellen,
Sie steigen an, berauschend wächst die Flut
Und klingt und wogt in ungestümen Wellen.
Es zittert rings das Dunkel mit den Klängen,
Von tiefster Sehnsucht nach dem Licht geschwellt
Aufjauchzt das Herz — und eine Wunderwelt
Voll Glanz und Glück entsteiget den Gesängen.
Du stockst. Wie still. Ein Schauer faßt uns an,
Ein Unnennbares trat zu uns heran,
Das sehnsuchtsheiß in uns nach Worten ringt
Und im erschrocknen Herzen nun verklingt.

Musik, Musik, o wunderholde Töne,
Steigend, verhallend — wohlklingend zarte Spuren
Beschwingter Füße unbekannter Wesen
Aus Himmelshöhen, die in leisem Wehn
Hinschweben über unsre Seele, die sie
In zitternder Erregung wieder lassen,
Wie wohl ein sanfter Wind haucht über's Meer,
Daß es in banger Wonne tief erbebt.

Nun leise, leise, wie der erste Schnee
Fällt auf die letzten Herbstesblumen nieder,
Dann wie der Sturmwind, der die schwarze Nacht
In Fetzen um die schwanken Bäume jagt,
Wie Donner, der auf schwarzen Wolkenrossen
Des Blitzes goldnes Wild zu fangen sucht.
Was ist Musik, daß sie uns traurig macht?
Ein Wesen, leicht wie Duft, das doch in uns
Den Aufruhr sänftigt und empört, und dies
Um Nichts und aus Nichts. Ja, in ihr ward
Die Luft zur Seele, die in uns hineinströmt,
Die unsere in Lust und Schmerz verdoppelnd.

Im Dunkel.

Oft, von tiefem, heimlichem Glücke trunken,
Liegst du in schweigender Nacht in wachem Traume,
Auf das Herz gepreßt die bebenden Hände,
Daß es nicht, so übervoll, zerspringe.

Nicht zerspringe, ein köstlich Gefäß, zerbrechlich,
Das der errötende Kuß der Geliebten füllte,
Oder des Genius glutentfachende Schwinge,
Die in leisem Wehn vorüberstreift.

Und du breitest die Arme dann in Sehnsucht,
Überströmend die Nacht an dich zu drücken,
Die wie in stillverhaltenem Jubel zittert,
Daß sie Leben und Gestalt gewinne.

An das Fenster klopfen die breiten Blätter
Der Kastanie, und der Sommerregen
Rieselt in ihre weißen Blütenkerzen,
Die, sich leise neigend, überfließen.

Wie du liegst und lauschest und jubelst im Innern,
Halbgeschlossenen Auges, legt es leise
Sich wie schimmernde Hände im goldnen Dunkel
Dir aufs Herz — du schauerst bange,

Schauerst bange, wie wenn in innigem Kusse
Höchster Schmerz sich und tiefste Lust berühren,
O es sind — und bänger klopfet das Herz dir —
Deiner Toten weiße, kühle Hände.

Die Parze.

Vom Traume geküßt, vom Schlafe gewiegt,
Rotbäckig der Knabe im Kissen liegt,
Wie leise sein Atem verweht und schwillt,
In den Adern das Leben wogt und quillt
Und in roten Wellen verrollt.

Großmutter sitzt am Bettchen und spinnt,
Durch die mageren Finger der Faden rinnt,
Sie netzet das Garn mit der zitternden Hand,
Ihr schwarzer Schatten an lichter Wand
Bewegt sich und regt sich so groß.

Sie murmelt leise und nickt und nickt,
Die Lampe flackert, die Wanduhr tickt,
Halbschlafend summt sie ein wunderlich Lied
Von Jugend und Glück, wie es kam und schied,
Wie das Leben verrinnt, verrinnt.

Der Wind heult im Schorn und die Spindel klingt,
Wie seltsam sich Faden durch Faden schlingt,
Verlöschend das Licht der Lampe sich duckt,
In der Ecke der Schatten, er wächst und zuckt,
Und mächtiger schwillt das Lied.

Allein.

Wie glücklich du auch bist, es kommt die Stunde,
Wo du sie fühlst, die niegeheilte Wunde,
Die Wunde, die durch alles Leben geht,
Die Jedes fühlt und Keines doch versteht:
Du bist allein!

Fremd bist dem Freunde du, so fremd und fern,
Fremd wie am Himmel dort sich Stern dem Stern;
Sie glänzen freudig, eng und eng gereiht
Und doch getrennt von der Unendlichkeit.
Du bist allein!

Und Wald und Meer, der Blumen holde Pracht,
Der Schimmertag, die taubeträufte Nacht,
Wie teuer sie, wie tief sie dir vertraut,
Vergebens ringen sie nach einem Laut.
Du bist allein!

Ja, selbst das Weib, das deine Liebe kor,
In dem sich schaudernd all dein Sein verlor,
In Augenblicken fühlst du schmerzlich heiß,
Daß du von ihr, daß sie von dir nichts weiß.
Du bist allein!

Und auch dein Gott, zu dem du ringend flehst,
Er ist dir fremd, dem du genüber stehst,
Denn ist ein Gott, kann er in dir nur sein,
Und beten kannst du nur zu dir allein —:
Du bist allein!

Zwiesprach.

Wie schweigt das Zimmer
So dämmertrunken,
Des Tages Schimmer
Ist lange versunken.
Vergessene Lieder verhallend summen,
Und Träume steigen, die tagesstummen,
Aufleben die Toten,
Es spricht das Grab.

Was zu schön, zu leben,
Zu wahr für Worte,
Es will sich heben
Aus Traumes Pforte.
Den Kopf in Händen, in tiefem Sinnen,
Die Stunden kommen, die Stunden verrinnen,
Ich starre und lausche,
Die Stille klingt.

Vor mir im Dunkeln,
Im hohen Kamine,
So einsam funkeln,
Tiefrote Rubine,
In schwarzen Scheitern, zu Asche versunken,
Zwei letzte Lichter, zwei irre Funken,
Zwei leuchtende Augen,
Seltsamer Glut.

O sieh, sie leben,
Sieh, wie sie glühen,
Sich langsam heben
Und wachsend sprühen:
Aus Asche hebt sichs empor, eine Schlange,
Sie legt ihren Kopf auf die Messingstange,
In schwarzen Ringen
Rollt sich der Leib.

In wechselnden Gluten
Die Augen schimmern,
Ein farbiges Fluten,
Ein Gleißen und Flimmern,
Tiefgrün die Schuppen wie Phosphor leuchten,
Die Zunge zittert — ein seltsam Deuchten,
Ein Zauber bannt mich —
Sie murmelt, sie spricht.

Im stillen Düstern
Ein wunderlich Reden,
Ein seltsam Flüstern
Von fernem Eden,
Urheimliche Träume, die lange schwanden,
Die kaum ich der Seele, der eignen, gestanden,
Herzzwingende Sehnsucht,
Sie faßt mich an.

Was längst ich vergessen,
Aufleuchtets wieder,
Was nie ich besessen,
Es neigt sich nieder.
Ich steige empor zum höchsten Throne,
Auf meinem Haupte die leuchtende Krone,

Die Schöpferkrone
Des Lebens blitzt.

Ein heißeres Locken,
Ein wilderes Raunen,
Die Pulse stocken
In stummem Staunen.
Sie murmelt tiefe Beschwörungsworte,
Auftut sich der Rätsel geheimste Pforte,
Ich weiß und wachse,
Ich bin der Gott. —

Noch lausch' ich der Kunde,
Der zauberischen —
Da aus dem Schlunde
Ein leisches Zischen,
Die Augen verglimmen, nun sind sie versunken,
Aufschreck' ich plötzlich, noch wundertrunken —
Ein tiefes Seufzen
Entsteigt der Brust.

Die Witwe.

Sie lehnt sich an das Kreuz — ihr schwarzes Kleid
Ein dunkler Flecken auf dem fahlen Gras;
Der Herbstwind hebt den Schleier, tränennaß.
Sie neigt sich tiefer und ein leises Wort
Trägt noch der Wind mit welkem Laube fort:
„Ich bin bereit".

„Ich bin bereit“ die bebende Lippe spricht,
Mit leidender Hand streicht sie das Haar zurück:
„Was grub man dich so tief, mein Leben, mein Glück,
Wo bleibst du nur — vom Baume wirbelt das Blatt,
Dicht liegt es auf Weg und Grab, bleich, todesmatt —
„Was kommst du nicht?“

Stimmen.

Hörst du das Meer der Ewigkeit
Brausen durch nächtliche Stille,
Wenn, einer Nachtviole tiefblauer Riesenkelch,
Der Himmel sich, der immersegnende,
Besät mit tausend
Leuchtenden Perlen Taus,
Tief anatmend holder Düfte voll,
Neigt über der Erde traumbleiche Stirn?

Hörst du das Meer der Ewigkeit
Leiser klingen, leiser rauschen,
Wenn auf des Meeres blickentschwindendem Spiegel
Strahlend entatmet der weiße Tag,
Mit goldenen Armen
Die langsam entgleitende
Erde umfasset
Und, roten Auges, hinuntersinkt,
Und nur seine Stimme süßschmerzlich hervortönt,
Der er sie ließ, aus der Nachtigall Brust?

Dumpfdonnernd schüttert des Dampfes Wagen
Hin durch giererfüllte Stadt,
Das glücklechzende Gewühl,
Wo tausend magre,
Bleichadrige Hände
Gierig suchen das Glück zu fassen,
Mit zuckendem Auge und wortheißem Munde —
Und eine Stille,
Groß, wunderbar, tief,
Dahinter, ein schimmernd unendliches Meer.

Hörst du es fluten,
Wenn in der Kammer
Der Mensch die sorgenverzehrten Arme
Dem Himmel breitet — die Mutter dem Kinde,
Dem sterbenden Kinde,
Nur eine einzige, winzige Schale
Aus jenem unendlichen Strome fleht?

Hörst du das Meer der Ewigkeit
Tiefer und reicher und voller brausen,
Wenn auf dem Lager
Dir liegt ein bleiches
Ein leise entatmendes stilles Haupt?
Es spricht dir leise in stummen Worten,
Und stärker tönt es im Herzen wieder,
Und mächtiger schwillt es und klingt und rauscht —
Hörst du es wohl?

Im Park.

Ich schlenderte durch schmutzge Vorstadtstraßen
Die langen, grauen Häuserreihen lang.
Spätnachmittags; ein heißer, schwüler Tag,
Er war gegangen, und die Sonne blitzte
Mit seltsam gelbem Strahl in blinden Scheiben
Der Fenster mit den dürftigen Gardinen.
Unzählige Kinder auf den Treppenstufen,
Und nebenan der Stadtbahn dumpfes Rollen.
Und weiter. Hier und da nur noch ein Haus,
Doch auf der staubgen Straße ein Gewimmel:
Soldaten, die mit Kindermädchen scherzten,
Indeß das Kind im Wagen kreischend schrie,
Vom schweren Tagewerke kamen Trupps
Arbeiter in gestreiften, bunten Hemden,
Mit Hark' und Spaten auf der Schulter wippend.
Sie schreiten eilig — denn im Westen steht,
Tiefschwarz und lauernd, eine Wolkenwand,
Sie schlingt den letzten, bleichen Sonnenblick
Und schiebt und stößt und steigt in dunklen Massen.
Nun bog ich in den menschenleeren Park
Mit abgezirkelt glatten Rasenflächen,
Kieswegen, vielverschlungnen, alter Bäume
Im Wetterdämmern blauverschwommnen Wipfeln.
Wie dunkel plötzlich, schwüles, dumpfes Schweigen,
Durch das der schwere Duft des Flieders und
Goldregens zieht. Erwartungsbanges Lauschen.
Ein Blitz. Wie still. Dann langsam, majestätisch,
Langhallender, zurückgeworfner Donner.

Er rollt, verrollt. Dann wieder bange Stille.
Da hebt aus dichtem Fliederbusche, der
Mit schwerem Zweige mir die Stirne streift,
Die Nachtigall ihr sehnsuchtweckend Lied,
Süßschmerzlich, zehrendbang — die lichten Töne
Sie traten wie ein Stern aus dunkler Wolke.
Ich stand gebannt. — Ein Blitz. Der Donner wieder.
Und wieder Stille — dann die Nachtigall —
Als zündete der Blitz den holden Ton,
Ein wunderlich traumhaftes Wechselspiel.
Dann Schlag auf Schlag. Der letzte Ton verklang
Aufseufzend in entfesselt wildem Brüllen
Und losch in Nacht. Der Regen rauschte, rauschte.

Ein Bild.

Ein Friedhof mit verfallnen Gräbern, Grüften,
Versunknen Kreuzen und zerbrochner Mauer,
Uralten Eschen, ragenden Cypressen,
Darüber des gemähten Grases Düften;
In Sommermittagsschwüle schläft der Bauer
Auf Hügeln seiner Väter, längst vergessen,
Von Epheu überrankt und wilden Kressen.
Das Kirchlein schweigt, ein hölzern armer Bau,
Mit morschem Turme, in dem tiefen Blau,
Und in der Toten Traum im kühlen Grunde
Tönt tief und voll hinab die Mittagstunde.

Am rostig braunen, kleinen Eisentore
Das Beinhaus, hinter dessen Gittern modern
Vergangener Geschlechter karge Reste,
Das kaum zu sehen vor dem Rosenflore,
Der es umwuchert — Rosen, Rosen lodern
Und betten so den Tod in duftgem Neste,
Als ob das Leben heiß ihn an sich preßte.
Doch auf den Schädel, ob der Tür gemauert,
Der bleich und ernst, mit hohlen Augen, trauert,
Der Rosen schönste sich herniederbiegt,
Daß ihn ein Hauch, tiefleuchtend, überfliegt,
Vollblütger Glut, küßt sie die Knochenlippen,
Als wolle sie des Todes Schauer nippen
In heißem Übermut, eh' er sie noch besiegt.

Sterben.

Still wie der Schwan die Furche zieht im See,
Wie schwingenstill der Aar dort steigt ins Blau,
Mild wie der Schlaf im Zwielicht uns beschleicht,
So lautlos wie zu Nächten fällt der Schnee,
So wie zur Sonne schwebt der frühe Tau,
So ungemerkt, wie uns die Wange bleicht,
Kam dir der Tod, ein Wunder still und leicht.
Es schwieg der Mund, und nur der Blick, er sprach,
Die heiße Hand so matt in meiner lag,
Aus deinen Augen schied der lichte Tag
Und ließ die Blüte, die gebrochne, nach.

Erster Reif.

Noch gestern des scheidenden Sommers Pracht,
Ein tiefes, atmendes, stilles Grün,
Als wolle der Frühling für immer blühn,
Und nun über Nacht, und nun über Nacht
Der erste fröstelnde Reif.

Der weiße, erstarrende Reif über Nacht —
Ein einziges Wort nur, ein Blick, ein Ton,
Ein Fürchten, ein heimliches Bangen schon,
Es stirbt die Blüte, noch eh' ich's gedacht,
Bald bist du mir fremd und fern.

Schon taut es in Tropfen hernieder sacht —
Doch ist es vorüber, doch ist es vorbei,
Ich fühle, es ging, es brach entzwei,
Du lachst nie wieder, wie sonst du gelacht,
Es ging, und der Winter kommt.

Gebirge.

I.

Ein Riesenbau, von Ewigkeit getürmt,
Aufsteigst du zu der Unsichtbaren Sitzen,
Giganten, die den Himmel einst gestürmt,

Bis sie versteinerten vor seinen Blitzen.
Unnahbar, ewig mit dir selbst allein,
Säugst du den jungen Tag auf deinen Spitzen,

Nur übertönet von des Adlers Schrein,
Des grauen, der, höher als du zu steigen,
Sich, dein Gedanke, rang aus dem Gestein.

Es gehn der Tage und der Nächte Reigen,
Die Schatten der Jahrhunderte vorbei
Und lassen unberührt dein weißes Schweigen.

Zerrissen, rauh, wie ein Verzweiflungsschrei,
Mit dem die Erde auf zum Himmel griffe,
Doch tief und groß in deinem Schmerz dabei.

So hundertschlündig, schroff und voller Risse,
Hart, kahl und steil, vom Gletschersturz zerschrunden,
Als ob der Tod an dir die Sense schliffe.

So wie ein stolzes Herz wohl wird gefunden,
Den Menschen fremd, verschließend seine Schmach
Und nur dem Himmel öffnend seine Wunden.

Auf deinen Säulen ruht des Himmels Dach,
Du hebst die Stirne in den wolkenlosen,
Den reinen Äther hoch der Sonne nach.

Tief unter dir die Prachtgewitter tosen,
Dich sengt des Blitzes Glutgefieder nicht,
Fern glüht er aus der Wolken Nacht, wie Rosen,

Deren verschwiegne Glut durch Dämmrung bricht,
Zu dir, des Dulders, der sich durchgerungen,
Verklärtem und erhabenem Gesicht.

Von keines Menschen Fuße noch bezwungen,
Unfruchtbar, rein, ist deinem keuschen Schoß
Der brünstgen Sonne Werbung nie gelungen,

Gebärerin der kühnsten Träume bloß
Und stolzer Herzen letzte Zuflucht du,
Des Lichtes Wiege, stehst du ewig groß,

Dir selbst genug wie Gott, hehr, einsam, wandellos.

II.

Ein Schrei — und Halt! Du siehst hinab in Grauen,
Ein Felsenspalt, schmal, unergründlich offen,
Als wär' die Erde hier zu Tod getroffen
Und mitleidlos bis auf das Herz zerhauen.

Hier kannst du wie in Dantes Hölle schauen,
Die Welt versinkt, zurück bleibt alles Hoffen,
Kein Hälmchen an der nassen Wand, der schroffen,
Tief unten schwere weiße Nebel brauen.

Ein Schwindel, süß, daß du beinah entgleitest:
Es ist, als müßte aus der tiefen Wunde
Der Erde Herzblut roten Strahles dringen,

Daß voller Mitleid du die Arme breitest,
Als wolltest du, dich neigend ob dem Schlunde,
Gleichwie Empedokles ans Herz ihr springen.

III.

Hoch, hoch dort oben schwimmt ein Aar im Blauen
Wie ein Gedanke, der sich aufgeschwungen
Ob all dem Lärme, der ihn hier umklungen,
So stieg er auf — kaum kannst du ihn noch schauen.

Will er den Horst sich in der Sonne bauen?
Will er, von ungemessner Gier bezwungen,
Von weltverzehrend wilder Kraft gedrungen,
Erobernd packen sie mit mächtgen Klauen?

Er jubelt, in dem Ätherblau, dem hehren,
Ein winzger Punkt: o hier ist Raum zu wachsen,
Und jauchzend reiß' ich sie aus ihren Achsen.

Und sollte mich die Himmelsglut verzehren,
So sterb' ich einsam, stolz in ihren Flammen
Und leuchte dann, ein Strahl, mit ihr zusammen.

IV.

Ein Schneefeld, ohne Grenzen, wie vergessen
Am Schöpfungstage, kahl und öd und leer,
So leer und kahl, als ob dem Schöpfer wär
Die reiche Schaffenssaat zu knapp gemessen;

Die Erde wie vom Tode angefressen,
Dem Weltentode — nur der Sterne Heer
Geht kalt und glänzend hoch darüber her —
Ist's der Vernichtung Wiege oder wessen?

Weiß und unendlich, eines Toten Traum,
Greifbare Ewigkeit, des Denkens Saum,
Des Lebens ewig wechselloser Bann.

Ein wunderlicher Schauder faßt dich an,
Wie einen, der, von heißer Luft durchglüht,
Urplötzlich eines Blinden Auge sieht.

❧

V.

Mondnacht.

In grünem Golde schimmert rings das Eis,
Scharfkalte Luft dringt aus den dunklen Spalten,
Der Berge Schatten, riesige Gestalten,
Sie schwanken auf des Schnees endlosem Weiß.

Weltferne Wildniß ohne Pfad und Gleis!
Zugvögel nur, vom Tode festgehalten,
Die Flügel spreizend auf dem Schnee, dem kalten,
Als einzge Boten aus des Lebens Kreis.

Still. Abgrundstill. Vom Gletscher traumverloren
In leisem Sinnen nur das Wasser summt,
Ein Felsblock stürzt herab von Zeit zu Zeit,

Als bröckelte hier ab die Ewigkeit,
Als sei die Erde tief in Schmerz verstummt —
Du stehst vor der Unendlichkeiten Toren.

❦

VI.

Schon kämpft die Nacht ermattet mit dem Tage,
Der tastend klimmt am Horizont empor,
Des Mondes goldne Krone sie verlor,
Als ob das müde Haupt sie nicht mehr trage.

Die Sterne flackern, wie am Sarkophage
Die Kerzen durch der Weihrauchnebel Flor,
Ein Sieger, tritt der Tag durch Ostens Tor,
Vor seinem Blicke bleicht die Schaar, die zage.

Dies ist die Zeit, wo scheu die Geister fliehn
Des Hahnes erstem, dämmertrunknem Schrei,
Ein endlos Heer, an uns vorüberziehn,

Wo, streifend an der Ewigkeiten Saum,
Der kühnste Wunsch im Bilde zieht vorbei,
Sich wandelnd zum Frühmorgendämmertraum.

❦

VII.

Im Grase.

Von all des satten Sommers schwülen Düften
Hat sich die müde Seele vollgetrunken,
Leise Gedanken nur, wie irre Funken,
Sie wetterleuchten in des Hirnes Schlüften.

Es naht der Schlaf, die Hitze summt in Lüften,
Die Falter sind ins Gras herniedersunken,
Die Vögel schweigen und im Teich die Unken —
Ein seltsam Bangen wie in Totengrüften.

Genussesmüde schließen sich die Lider,
Doch Wunder, wie, die Sonne sinkt hernieder
Und größer wird und heller sie im Sinken.

Ein Meer von Licht, ein einzig feurig Fluten,
Schon löst die Erde sich in ihren Gluten:
Will sie, wie einen Tropfen Tau, sie trinken?

❦

VIII.

Hinsterben möcht' ich in des Mittags Glut,
Wenn in der Sonne Pracht die Erde ruht,
Aufzitternd in des Lichtes heilgem Schweigen —
O dann empor, empor zur Sonne steigen.

Hinsterben möcht' ich in des Ruhmes Glanz,
Noch vor dem Ziele, mit der Hand am Kranz,
Wenn schon das Haupt sich neigt, ihn zu empfangen,
Das Herz entgegenjauchzet mit Verlangen.

In voller Jugendkraft, so möcht' ich gehn,
Eh' noch des Alters Spur die Augen sehn,
Noch heiß vom Lauf, entfaltend meine Schwingen,
Vor mir das Ziel, an jenes Ufer springen.

Frühling.

Der junge Morgen blitzt,
Lichtgrüne Saaten sprießen,
Die kühle Quelle glitzt,
Die Augen müssen sich schließen
Vor all der Pracht,
Die uns der junge Tag gebracht,
Über Nacht, über Nacht.

All seine Schätze streut er aus,
Die er der reichen Nacht geraubt,
Er brach in ihr gestirntes Haus
Und schmückte sich das junge Haupt,
Er warf ihre Sterne,
Im Dunkel so ferne,

Auf's Gras, auf's Gras, in das weiche Moos;
Nun glühen und blitzen
Die zartesten Spitzen,
Die reizendsten Köpfchen,
Sie hegen ein Tröpfchen,
In tausend Farben
Die Wiesen stehn
Und drüben wehn
Des Kornes zartgrüne Garben,
So weit das trunkne Auge sehen mag —
O junger, junger, frischer Tag,
Ich berge die Stirn, die nachtheiße Stirn,
Vor Lust im Moos, im tauschweren Moos,
Im tauschweren Moos.

Spätherbst.

Der Nebel fällt,
Der graue Nebel fällt.
In langen Reihen
Am Wege stehen
Schweigend die schwarzen Bäume.
Der Nebel fällt.
O trübe Träume!
Mit scharfen Schreien,

Doch ungesehen,
Zieht dort die Wildgans
Durch tiefes Grau.
Kaum leuchtet das Licht
Aus fernem Dorfe,
Aus fernem Fenster
Ein mattes Licht. —
Mir ist, als ging ich
An solchem Tage
Ohne Lust, ohne Klage
Aus dieser Welt.
Der Nebel fällt,
Der graue Nebel fällt.

Spätsommer.

Still ruht das Feld in schwüler Mittagszeit,
In goldnen Garben liegt die Frucht gereiht,
Die von des Frühlings Kraft einst überquoll
Und mit den Tagen langsam wuchs und schwoll,
Sie nahm der Stahl.

Schon schweigen Berg und Feld und Busch und Ried
Schwachzitternd nur der Grille schrilles Lied,
Der Sommerfaden weht und schwankt am Dorn,
Und langsam schon versiegt des Jahres Born,
Die Wage schwankt.

Mit müden Schritten schleicht es durch das Feld
Der Himmel blaßt und blasser wird die Welt,
Der Mohn entblättert, hastger zieht der Tag
Des Lichtes Atem ein, der Stunde Schlag
Drückt mehr und mehr.

Doch nebenan im Brachfeld bricht der Pflug
Die Scholle schon, sie furchend Zug um Zug,
Der Saat gewärtig, und ein Würzehauch,
Quillt herb nnd kühl, ein lebensbrauner Rauch,
Aufs Neu empor.

Meer.

I.

Im Abendrot erglänzt das Meer,
Die Wellen plätschern um den Nachen,
Und aus der blauen Tiefe her
Kichert der Wassertöchter Lachen.

Wie blendend weiße Schultern blinkt es,
Wie dunkle Augen, liebesheiß,
Phantastisch wie mit Händen winkt es
Und raunt und murmelt, flüstert leis.

Im Phosphorlicht die Wellen schimmern
In tausend Farben, wechselnd bunt,
Grüngoldne Nixenhaare flimmern
Und tauchen wieder in den Grund.

Aufbäumt des Kahnes leichter Kiel,
Daß mich die Wogen übersprühn,
Er schwankt, ein toll gefährlich Spiel,
Und nach den Borden greift es kühn.

Ein Schrei, der sich der Brust entringt,
Und stille wird es rings umher,
Verhallendes Gelächter klingt,
Und stumm und leuchtend liegt das Meer.

❦

II.

Die Morgensonne steigt empor
Wie Venus aus des Meeres Schoß,
Es fällt der Nebel Silberflor,
In nackter Schönheit, hüllenlos,
So steht sie, still und heiliggroß.

In tiefen Schauern bebt das Meer,
Das ihre Gluten übergießen,
Als wolle sie, von Sehnsucht schwer,
Zu einem Meer von Licht zerfließen,
Das Meer zum Sonnenball sich schließen.

❦

III.

Es steigt die große Nacht herauf
Und schaut mit tausend Augen nieder,
Und aus dem Riesenspiegel auf
Leuchtet ein zweiter Himmel wieder.

Zu Häupten zieht das Meteor
Die Flammenspur am Himmelsbogen,
Sie glutet unter mir empor
Und furcht die dunklen, stillen Wogen.

Und ich allein, und ich allein
In diesen unermeßnen Weiten,
Ein winzig Nichts voll Lust und Pein,
Und um mich her Unendlichkeiten.

❦

IV.

Von ferne kommt ein dumpfes Donnerrollen,
Die ersten, zagen Tropfen fallen nieder,
Blaßblaue Blitze zucken hin und wieder
Am Horizonte, an dem dämmervollen.

Schon wiegt die Woge sich in leisem Grollen,
Die Möve netzt ihr leuchtendes Gefieder,
Und leise summt der Sturm die wilden Lieder,
Die bald den Donner übertäuben sollen.

Auf schwankem Kahne ich im Meer allein,
Als führe lebend ich im offnen Sarge,
Ein einzig Brett, ein Riegel, bald zerbrochen.

Auf Sturmesfittich bricht der Tod hinein,
Verlöscht im Meer das Lebenslicht, das karge,
Die Fische nagen dann an meinen Knochen.

❦

V.

Der Regen klatscht ans Fenster und die Bäume,
Die dürftgen, in dem kleinen Garten stöhnen
Und neigen sich im Wind, der in dem engen
Und grauen Großstadthofe sich verfängt;
An nasser Wand trübes Laternenlicht,
Draußen der Pferdebahnen stetes Klingeln.

„So ist es möglich," spricht der stille Mann
Und schauet durch die nassen Scheiben auf
Zum graubeschwerten Himmel, „daß die Welt,
Die ewig in dem eklen, schmutzgen Kot
Von Kampf und Elend sich hinwälzende,
Daß dieses Auf und Ab von Essen, Trinken,
Wo jeder Tag an unserm Leibe bröckelt,
Bis wir dem ungesehnen Feind erliegen,
So viel der schmerzensvollen Schönheit birgt?" —

Sie gingen beide an dem Meeresstrande;
Im festen, nassen Sand zog ihre Spur sich
Weithin am Wasser, wechselnd hob und senkte
Strandhafer, dürftgen Halmes, sich im Winde,
Die Möve wiegte sich auf breiten Wellen,
Und feierlich entatmete der Tag.
Sie gingen stumm, nicht aber Hand in Hand,
Aus tiefer Scheu oder geheimer Angst,
Daß sie ein Ungewolltes überwältge.
Dann sprach er leise, tauchte tief hinab
In ihre ruhiggroßen, grauen Augen:
„So rührt dich selbst das Tiefste nicht in mir,
So rührt dich nicht, daß ich mich selbst verachte
Und Tag und Nacht nach deinen Augen scheide?
Weißt du, was Liebe ist? Ist es nicht Wahnsinn,
Zu lieben einer Stimme Lispellaut,
Das Rauschen eines Kleides und das Zucken
Der weißen Hände — und doch macht's mich toll.
Ich weiß nicht, wer du bist, und will es nicht,
Dich lieb' ich, wie der Forscher liebt die Wahrheit,
Die er noch nicht erkannt, dich, wie der Fromme
Den Himmel, nie gesehn, und der nicht ist.

Dies rührt dich nicht?" Sie nestelt an dem Handschuh
Und streicht die dunklen Löckchen dann zurück,
Ein zehrendstilles Weh auf ihren Zügen,
Sah sie ihn an —
Und immer stößt das Meer
Breitflächig schwere Wellen an das Land
Und saugt sie, leise seufzend, wieder ein,
Indes am Himmel Wölkchen sich an Wölkchen
Weißleuchtend reiht, als ob der Himmel blühe:
„Ich weiß nicht, wer du bist und will es nicht,
Ich kann nicht lieben, denn ich liebe noch,
Und lieben muß ich, wo ich hassen sollte,
Und müde bin ich mein und auch der Liebe.
Ich kann nicht lieben — und doch rührt es mich."
Sie standen still auf einer schmalen Düne,
Die spitz und scharf sich in die Wogen bohrte.
Es sog das Meer des Tages letzte Pracht,
Und Erd' und Himmel löste sich in Licht.
So standen sie allein, von Schönheit trunken
Und lebten, atmeten nur mit den Augen. —
Stillfreudig sprach sie plötzlich: „Wende dich."
Er sah sie an, wie träumend, und gehorchte,
Und schaute ungewiß auf eine Muschel,
Die, wunderlich geformt, am Boden lag,
Bis sie ihn rief. Er wandte sich und sah
In nackter Schönheit sie, die weißen Arme
Emporgehoben, daß ihr weißer Leib
Am lichten Himmel wie gekreuzigt schien.
Er trank sich bebend voll und stand und lauschte,
Als ob ihm hier ein Niegesehnes spräche.
„Dies bin ich, sieh."
Und leise sank sie nieder,

Ins Meer, tiefgoldenüberflutet — müde lächelnd
Schwand sie hinunter und die Wellen rauschten
Wie über tausend Perlen, über sie.
Ihm schien, als sei der Schönheit Göttin wieder
Nun heimgekehrt und mit ihr alles Glück
Und sehnsuchtsleer und grau und wüst die Erde.
So lag er starr, untätig, wie gebannt,
Und majestätisch rollte hin das Meer. —

Der Regen klatscht, durch nasse Scheiben schaut
Ein Mann zum graubeschwerten Himmel auf,
Der trüb und niedrig hängt auf graue Dächer.
Wie fröstelt's ihn —: „o daß es auf der Welt
So viel, so viel der Schönheit geben kann.“

❧

Der Tod.

Allherrscher, Tod, der du ob allem thronst,
Ewig-wechselnder du und Wandelloser,
Gleichgültig dem Stern, dem Wurm, in tausend Gestalten
Ringst du, ein immer Siegesgewisser.

Schwarzglänzende Beere, tötlichen Taumels voll,
Hängst du im dichten Gebüsch, du gleitest blitzend,
Zwiespältiger Zunge, raschelnd durch dürres Laub,
Streckst dich als Meer in geheimer Tücke.

Blaßblaue Blume, sprießest auf Wiesen du,
Hoch von des Berges weißschimmerndem Gipfel rollst du
Dumpfdonnernd hernieder. Wie der Gedanke schnell
Fällst du als Blitz aus der Wolken Schoße.

Ferntreffender Eisenrohre geschwärzter Mund
Birgt dich. Als Überkraft, nach Morde dürstend,
Blutsiedend empörst du jauchzend das harte Herz
Racheentbrannter, wilder Krieger.

Dich ruf' ich in Krankheit, heimlicher Sehnsucht voll:
Zeige dich, Auge in Aug' und laß uns ringen,
Nicht beb' ich, im tiefsten Bilde, der Urgestalt,
Ringen ums Leben, Geheimnisvoller! —

Dies bist du? Ich staune — wie die Notwendigkeit,
Eisernen Ernstes und bleich, in schwarzem Mantel,
Kein klapperndes Scheusal. Ohne Bewegung schaun
Lidloser Augen nachtschwarze Sterne.

Reichprangenden Blumenstockes rosige Pracht
Steht mir zur Seite, von lieber Hand gewidmet.
Jäh welken bei seinem Anblick die hundert Blüten,
Sinken die Blätter und welken zu Asche.

Tief bebend seh' ich's, strecke die Arme aus:
Laß mich, Gewaltiger du, o laß mich leben,
Nicht ahnt' ich den Schauder, den die Vernichtung birgt,
Laß mir die Sonne, o laß mich leben.

Stumm wendet er sich und geht, doch im Gehen klafft
Leicht ihm der Mantel, und hell, in scharfem Strahle,
Aufleuchtet ein Licht, wie blendender Sonnenblick
Blitzt unter dunkler Gewitterwolke,

Ruht still auf der Blume siechem, erstorbenem Kraut —
Siehe, sie hebt sich, sie grünt und blüht aufs Neue,
Taufrisch, von der Blüten leuchtender Glut besät,
Reicher und prangender, als sie gewesen.

Süßfremden Duftes Milde das Zimmer füllt —
Schwand er? Er schwand, und allein in tiefem Staunen,
Ringt heiß aus der Brust sich, brünstig der Sehnsuchts-
ruf:
„Lasse dich halten, o sprich, was bist du?"

Die Zauberinnen.

Tief in Thessaliens Schlucht, am Opferstein,
Wo jäh der Felsen sich hinuntersenkt,
Wo Lorbeer und Olive sich verschränkt,
Steineiche trotzt und die Cypresse schwankt,
Von wildem Wein und Efeu überrankt —
Tief in Thessaliens Schlucht, am Opferstein
Seltsam gespenstger, blauer Flammen Schein
Aus schwarzer Schalen reichverziertem Rund —:
In langsam feierlichen weißen Reihn
Umwandelt dort ein düstrer Zauberbund.
Auf dem Altar die Meisterin allein:
Vom goldnen Dreifuß hebt sie in die Nacht
Die Arme zu des Mondes bleicher Pracht,
Und wie Beschwörung klingts zu ihm empor,
Und wie ein Echo hallt es aus dem Chor:

Der schlummerlos dort am Himmel wacht,
Komm o komm, Mond,
Einsame, leuchtende Seele der Nacht,
Komm o komm, Mond,
O steige hernieder, o folge dem Stab,
O sinke hernieder, o sinke herab,
Komm o komm, komm o komm, komm o komm!

Niemüder, seltsamer Wandrer du,
Komm o komm, Mond,
Verlasse des dunklen Abgrunds Ruh,
Komm o komm, Mond,
Leuchtendste Träne am Auge der Nacht,
Sinke hernieder, hernieder sacht,
Komm o komm, komm o komm, komm o komm!

Der Götter Liebling, der lautlos geht,
Komm o komm, Mond,
Zu dem die schlaflose Seele fleht,
Komm o komm, Mond,
Strahlendes Siegel auf Himmels Brief,
Geheimnisbergend, unerforscht und tief,
Komm o komm, komm o komm, komm o komm!

Still atmendes, seligverklärtes Rund,
Komm o komm, Mond,
Bleichschimmernde Rose auf Meeres Grund,
Komm o komm, Mond,
Und kommst du nicht, schließ deinen silbernen Schein
Ich in all die nachttrunkenen Blüten hinein,
Komm o komm, komm o komm, komm o komm!

Ich banne ihn fest auf Wald und Feld,
Komm o komm, Mond,
Und lichtlos stehst du am Pole der Welt,
Komm o komm, Mond,
Ja, wärst du ein kalter, demantener Stein,
Ich hauchte die eigene Seele dir ein,
Komm o komm, komm o komm, komm o komm!

Unseliges Rund, daß der Tag verstieß,
Komm o komm, Mond,
Aufsaugst du den Dunst aus Moor und Fließ,
Komm o komm, Mond,
Friedatmenden, ruhigen Schläfers Stirn
Beträufst du mit Gift, verwirrest das Hirn,
Komm o komm, komm o komm, komm o komm!

Ich banne dich fest in des Himmels Gruft,
Komm o komm, Mond,
Verwesen sollst du in schwelender Luft,
Komm o komm, Mond,
Ein brechendes Auge — — er sinkt, er sinkt,
O wie die Erde in Licht ertrinkt!
Komm o komm, komm o komm, komm o komm!

Rom.

I.

Rosen, gelbe, weiße, rote Rosen,
In berauschend bunter Überfülle,
Glühn aus dunkelgrünem Laub und ranken
Duftend sich an Säulen auf,

Schwingen von dem goldnen Kapitäle
Leuchtend sich zum andern, sie verhauchen
Ihren sinneschmeichelnd süßen Atem
Still in dunkler Locken Flut.

Wie im Wein der breiten, goldnen Schalen
Die Gesichter sich, die heißen, spiegeln:
Dunkler Männer lustberauschtes Antlitz,
Das von Siegertrotz durchglüht.

Und der Frauen brennendrote Lippen,
Sengendschwarze Augen und des Busens
Fessellos entwogend weiße Fülle,
Die sich stürmisch hebt und senkt.

Drüberher des Lichtes helle Fluten,
Blitzend, spiegelnd, zitternd an des Marmors
Kühler Weiße und den Goldgefäßen,
In der Steine buntem Schmuck.

Lachen, Küsse, abgebrochne Reden,
Schwüler Duft, wollüstge Flötentöne,
Roter Wein auf schimmernd weißer Tafel,
Den der Übermut vergoß.

Und der Cäsar hebt sich von dem Lager,
Taumelnd ruft er: „Bringt den Gott der Christen,
Daß der leidverliebte, arme Schächer
Neide unsern Lebensrausch.“ —

In der Blumen wilde Fülle tauchen
Sie des Kruzifixes hohes Zeichen,
Dessen Füße in den Katakomben
Badete der Märt'rer Blut.

„Vollen Becher bring' ich dir, du Bleicher,
Steige nieder von dem dürren Holze,
Nimm der Frauen schönste in die Arme,
Der du Liebe nie gekannt.“

Hoch der Weltenherrscher hebt den Becher
Zu dem leidensstummen, ernsten Bilde,
Das mit toten Augen schaut in diese
Dichtgedrängte trunkne Schar.

„Sieh, ich bringe dir lichtgoldnen Weines
Heißen Trank“ — und aus der Wunde fallen,
Aus der bleichen Brust des Schmerzensmannes,
Langsam blutger Tropfen drei. — —

Ausgebrannter Lichter letztes Flackern,
Umgestürzte Becher auf den Tafeln,
Auf dem Mosaik ein Purpurmantel
Und zerrissner Kränze Laub.

Grabesstille in der weiten Halle,
Fröstelnd zuckt das Licht noch an den Säulen,
Und im Mondenschein allein das stumme,
Schmerzensstumme, hohe Kreuz. —

Nun ein leiser Schritt, ein banges Flüstern,
Händeringen, ein Gebet des Herzens —
Vor dem bleichen Bilde tief des Kaisers
Letzter, ärmster Sklave kniet.

II.

„Zuweilen, wenn das Fest verhallt,
Wenn Spott und Lachen und Musik verklungen,
Dann hält mich wohl ein stiller Wunsch bezwungen,
Mit heimlicher Gewalt.

Blau schwankt der Ampel trüber Schein,
Die Schatten schleichen an den hohen Wänden,
Wen suchen sie? Wie — Blut an meinen Händen?
Und ich allein, allein.

Da draußen nur der Wache Schritt,
Schwermütger, welker Rosenduft im Zimmer —
Und immer steigt das Bild und immer, immer,
Wie er den Tod erlitt.

Ein tiefes Sehnen faßt mich an,
Ein quälend heißes, brennendes Verlangen:
O könnte ich, wie er, am Kreuze hangen,
Wie jener bleiche Mann.

O Wollust, auf des Leidens Grund
Zu tauchen und im tiefsten Schmerz sich baden,
Zu scheiden, unverdient mit Schmach beladen,
Ein Lächeln um den Mund.

Sieh, wie das Blut herniedertropft
Von meinen Händen, o willkommne Sühne, —
O einzges Schauspiel auf des Lebens Bühne —
Schon nahen sie — es klopft —!“

Leis klopft es, schleicht es — liebestoll
Liegt Mund auf Mund: „o Lesbia, dies Erwachen!
Noch eben träumt ich“ — und ein lautes Lachen
Durchs stille Zimmer scholl.

III.

Cäsar.

Auf Stirn und Lippe eisiges Verachten,
Das Kinn gehackt, und spärlich Haar und Brauen,
Die Lider schwer, die Augen klein, die schlauen,
Die kaum das Heer, das jubelnde, beachten.

So sitzt er ruhig, sitzt und sind auf Schlachten.
Die weißen, wohlgepflegten Finger krauen
Des Pferdes Mähne — doch ein tiefes Grauen
Liegt über ihm, wie wenn Gewitter nachten.

Doch nun ein Wink mit lässiger Geberde,
Die Rufe donnern und es bebt die Erde,
Zum Tode stürzen seine Legionen.

Es strömt das Blut und schwemmt hinweg die Kronen,
Des Todes Tritt zermalmt die Menschenleiber —
Er geht ins Zelt: „Wo blieb ich stehen, Schreiber?“

Leander.

„Wie ferne, o wie fern
Leuchtet die Fackel noch,
Inbrünstig ersehnter Stern,
Wüchsest o wüchsest du doch.
Bei deinem zitternden Schein
Kosten wir manche Nacht,
Bis uns der Trennung Pein
Der Tag, der verhaßte, gebracht.

Tagüber leuchtet das Meer,
Eine Brücke von goldenem Licht,
Ich gehe wie träumend umher:
O Sonne, was eilest du nicht,
O Sonne, so lösche schnell
Im Meere die Strahlenpracht,
Auf daß sich im Dunkel hell
Der Sterne schönster entfacht.

Auf Wogen, schwarz und kalt,
Rollt mich die tückische Flut,
Umfaßt mich mit Schmeichelgewalt,
Doch kühlet sie nicht mein Blut;
Wie donnert die Brandung hohl,
Die sich am Felsen bricht,
Und zu Häupten von Pol zu Pol
Der Sterne schweigendes Licht!

Halt aus, halt aus, o gleich
Der Strand, der rettende Strand!
Ich fühle den Atem weich,
Ich taste ihr weißes Gewand.
O fasse, o halte mich doch!
Wo bist du? Noch nicht! Wie schwer —
Hero! — Ein Echo noch —
Gleichgültig brauset das Meer.

Fredegunde.

Sie geht auf leichten Füßen,
Ihr sündigroter Mund, er lacht,
Weißschimmernd blitzt der Zähne Pracht
Aus Lippen, feucht von Küssen,
Noch heiß von heißer Nacht.

Die dunklen Locken fliegen,
Es klirrt der Schmuck an Arm und Brust,
Das Auge glänzt in wilder Lust,
In wunderlichem Feuer,
Boshaft und siegbewußt.

„Nun blase, wälscher Gaukler,
Nun flöte mir den schönsten Tanz,
Ich schreite wie in Licht und Glanz,
Und schenke dir zu Nächten
Den allerschönsten Kranz.“

Wie hell ihr Lachen klinget,
Wie leicht sie sich in Hüften wiegt,
Der schlanke Leib sich hebt und biegt,
Es löst sich ihr der Gürtel
Und die Gewandung fliegt. —

Doch draußen tief im Forste,
Zwei große, starre Augen schaun,
Seltsames Naß die Gräser taun —
Hinauf zum hellen Himmel
Des Königs Augen schaun.

Sie geht auf leichten Füßen —
Die Wange färbt des Tanzes Glut,
Sie lacht und scherzt in Übermut,
Nur an den weißen Fingern
Ein einzig Tröpfchen Blut.

Michelangelo.

Schon leiser rauscht der Tiberstrom,
Am Abendhimmel steht der Dom
Sankt Peters mit dem Baugerüst,
Den noch die Sonne scheidend küßt,
Und der Sabinerberge Saum
Verdämmert in dem weiten Raum.
Vom Werke müd der Meister tritt
Aus der Sixtina und den Schritt
Lenkt er die Straße einsam hin,
Vom Werke heiß noch Herz und Sinn,
Durch der Gewerbe laut Geschrei,
An Haufen dürftgen Volks vorbei,
Das lang die schmutzgen Hälse reckt
Zu dem Erzähler auf dem Stein,
Der seine Hände spreizt und streckt —
Ein Lachen, Schwatzen, lautes Schrein.
Dort drängt sich durch die Menge breit
Ein Stutzer in dem seidnen Kleid,
Puffärmlich, weit und buntgeschlitzt,
Der Degen an der Seite blitzt.
Hochmütig stelzt der Spanier hin,
Mit scharfer Nase, hartem Kinn,
Die Feder von dem Hute nickt,
Wenn er verächtlich um sich blickt.
Die Menge stockt, sie weicht beiseit,
Ein Schweizertrupp, er flucht und schreit:
„Platz, Platz dem hohen Kardinal!“
In goldner Sänfte, gelb und fahl

Und klugen Aug's, das lauernd blickt,
Die Eminenz dem Volke nickt,
Und, segnend, blinkt die feine Hand
Weiß aus dem rotem Prachtgewand. —
Nun biegt der Meister seitwärts ein
In schmutzge Gassen, eng und klein,
Die Mütze drückt er ins Gesicht,
Aus dem ein tiefes Leiden spricht,
Doch leuchtend aus den Augen bricht,
Ein Strahl von wundersamem Licht.
So geht er stumm, das Haupt gesenkt,
Indem er seines Werkes denkt,
Wie er das Ungeheure wohl
In Linien banne zum Symbol,
Wie er die unentsprungne Kraft,
Die Welten stürzt und Welten schafft,
Lebendig aller Orten quillt,
Fest fasse in ein einzig Bild.
Da plötzlich dringt zu seinem Ohr
Ein Stimmchen, schmeichelnd zart, empor,
Er hält den Fuß, als wie erschreckt,
Vor ihm auf seinen Zehen reckt
Ein Knabe sich und flehet dann
Den allbekannten Meister an:
„Komm, mal' mir was," so inniglich;
Der Künstler stutzt, dann setzt er sich
Auf einer Säule reichen Knauf,
Der aus dem Boden ragt herauf,
Wo er Jahrhunderte schon lag,
Jahrhunderte noch liegen mag,
Seit er der hohen Sonne nach
Trug eines Tempels schimmernd Dach. —

Da war's, als ob ein Strahl ihn trifft,
Er nimmt das Blatt und nimmt den Stift,
Wie von geheimer Macht geregt,
Die Hand den kühnen Stift bewegt
Und was ihm nimmer noch gelang,
Es bracht' es ihm der Stunde Drang.
All seinen Traum, all seine Pein,
Er gräbt es in die Linien ein,
Er legt hinein des Herzens Glut,
Er schreibt es wie mit seinem Blut,
Still, wie verloren, ohne Wort,
So reißt der Schaffensrausch ihn fort.
Und über seine Schultern blickt
Der schwarze Krauskopf ganz entzückt,
Im Händchen, grübchenreich und drall,
Der Pomeranze goldnen Ball.
Er jauchzt vor Lust: „O sieh, ein Mann,
Mit einem Bart wie Fra Giovann!
Der Maler hört nicht, denn ihm schwoll
Das Herz, von Sehnsucht übervoll:
Gottvater stürmt in Übermacht
Hin durch des Chaos tiefe Nacht,
„Es werde“ spricht allein der Mund,
Und an dem Finger schließt das Rund
Der Welt sich voller Licht und Glanz,
Im ewgen Gang der Sterne Tanz. —
Im Westen blaßt der Sonne Schein,
Der Künstler hebt sich von dem Stein,
Der Knabe jauchzt: „Gib mir den Stift,“
Und streicht mit ungefügter Schrift
Dann auf dem Blatte hin und her,
Nachbildend es von ungefähr,

Und freut sich, wie die Striche gehn,
Bis daß das Urbild kaum zu sehn. —
Tiefsinnend geht der Meister heim,
Im Herzen noch des Werkes Keim,
Am Himmel sprosset Stern um Stern,
Ein Traum, der unerreichbar fern,
Im Dunkel schon Sankt Peter steht,
Und wie er sinnend weitergeht,
Gedenkend noch des Knaben Hast
Bedünkt es ihn ein Gleichnis fast.

Der Nachtmahr.

„Wie säh' ich, wie säh' ich die Mutter so gern,
Die Mutter so lieb, die Mutter so fern,
Nur einige Tage, dann bin ich zurück,
Dein bin ich auf ewig in Harm und in Glück.“ —
Wie klingen die Glocken in England.

So schmeichelt und fleht sie bei Tag und bei Nacht,
Sie bittet und weint und sie bittet und lacht,
Sie schmollt und sie grollt, wenn er kommt, wenn er schied,
Stets singt sie ihm immer dasselbige Lied. —
Wie klingen die Glocken in England.

‚He, nimmer, nein, niemals, denn ließ ich dich fort,
Nie kehrtest du wieder an diesen Ort,
Die ich mit so vieler Mühe mir fing,
Als sie durch den Brettspalt ins Netze mir ging.‘ —
Wie klingen die Glocken in England.

„O öffne den Spalt, o laß mich hinaus,
Ich kehre, ich kehre gewißlich nach Haus,
Und bleibe“ — ‚Ich halte für immer dich fest,
Ein Narr, der den Vogel entwischen sich läßt.‘
Wie klingen die Glocken in England.

‚Ho, weißt du noch, wie ich dich damals ertappt,
Als du mich gewürgt, daß nach Luft ich geschnappt.
Da schloß ich den Spalt, da standst du, ein Weib,
Ein schönes, ein nacktes, mit prächtigem Leib.‘
Wie klingen die Glocken in England.

Nun schweigt sie und schweigend so geht sie umher,
Still lauschend zur Nacht, von Sehnsucht schwer,
Wenn schaurig das Käuzchen am Schornstein klagt,
Und der Sturm durch die finsteren Fichten jagt.
Wie klingen die Glocken in England.

„O Lust, zu reiten auf Wolke und Wind,
Der Finsternis freies, unbändiges Kind,
Als Irrwisch zu locken den Wandrer im Sumpf,
Als Katze zu lauern am Erlenstumpf.“
Wie klingen die Glocken in England.

„Wenn der Viehschelm brüllt auf dem dunstigen Moor,
Und die faulige Weide glimmt aus dem Rohr,

Dann schleich' ich als Alp in die Hütten hinein
Und drücke und würge und lache der Pein."
Wie klingen die Glocken in England.

„Heut ist er zum Fest. Wie der Regen tropft!
O wäre ich frei — doch still — es klopft."
‚He öffne! — So wäre ich endlich zu Haus,
Ein Wetter, man jagte den Hund nicht hinaus.‘
Wie klingen die Glocken in England.

„Du fröstelst, ich bringe dir würzigen Wein."
Er schüttelt sich, gießt ihn, halbtrunken, hinein:
‚Nun liebe mich, Trude!‘ — Sie schmeichelt mit List,
Sie herzt ihn, bis daß er sich selber vergießt.
Wie klingen die Glocken in England.

„Nein, öffne ein wenig, ein wenig den Spalt,
Dich lieb' ich, ich bleibe in deiner Gewalt."
Er lockert den Keil — sie würgt ihn — er fällt,
Und draußen ihr jauchzendes Lachen gellt:
Wie klingen die Glocken in England.

Die Glocken.

Aus fieberndem Schlafe schreckt sie auf:
„Sprich, Mutter, was läuten die Glocken?
Sie sangen so laut, sie klangen so laut,
Im Innersten bin ich erschrocken."

Die Mutter spinnt, die Mutter sinnt,
Und nickt mit dem Kopfe am Rocken:
‚So helfe dir — nein, du träumtest, mein Kind,
Es schweigen alle Glocken.‘

„Nein, Mutter, ich weiß es, nun kommt er bald,
Und flicht mir den Kranz in die Locken.
Dann jubelt der Zug durch den blühenden Wald
Und freudig jauchzen die Glocken.“

‚Nun schlafe, du Arme, was fieberst du nur,
Da draußen wirbeln die Flocken,
Und weiß und still liegen Wald und Flur —
O klängen sie nimmer, die Glocken.‘ —

Bleich sinkt sie in weiße Kissen zurück,
Der Atem, die Pulse stocken;
Auf stillen Lippen ein stilles Glück —
Und leise beginnen die Glocken.

Skizzen zu „Ahasver".

I.

Unsterblich bin ich, trotze jeder Zeit,
Die Jahre wehn vorbei, wie welkes Laub,
Ich schüttle sie von mir wie fahlen Staub,
Unsterblich ich, unsterblich auch mein Leid.

Ich bin das Sehnen, das Erfüllung fleht,
Ich bin der Hunger, der nach Brote schreit,
In tausend Formen und in jedem Kleid
So lebe ich, so lang die Erde steht.

Der Blume Schmerz, die roh der Fuß zertritt,
Des Tieres wehrlos stumm ertragne Qual,
Es gräbt sich mir ins Herz, ein blutig Mal,
Ich leide so mit allem Leide mit.

Mein Antlitz ist des Bettlers grau Gesicht,
Ich leuchte aus des Weisen Forscherblick,
Ich bin es, der, verklagend das Geschick,
Stumm aus des Toten starren Augen spricht.

Des Meeres Flut, die ewig ebbt und schwillt,
In stetem Wechselgange kommt und flieht,
Ein nimmermüdes, ungeheures Lied,
Trostlos und ewig — meines Lebens Bild.

II.

Durch nächtig menschenleere, stille Gassen
Schritt Ahas hin, von Allen ganz verlassen,
Sein Schritt hallt von den hohen Häusern wieder
Und schlägt ans Ohr mit seltsam dumpfem Laut,
Daß er in leisem Grauen um sich schaut —
Was ist's? Kein Mensch! Er schließt die bangen Lider —
Als schritte Einer stetig hinterher
In gleichem Takt, mit Schritten, fest und schwer.
Es schwanket der Laterne dürftig Licht,
Das glimmernd sich in schmutzgen Pfützen bricht,
Und tiefe Schatten auf die Steine breitet.
Er schaut empor, indem er weiter schreitet:
Aus dunkler Häuser Reihen trübe dringt
Nur hier und da ein Fenster, matt erhellt,
Ein müdes Auge, das von Tränen sinkt,
Sich gern verschlösse vor der dunkeln Welt.
Ringt dort ein Sterbender im harten Krampf,
Kämpft er den letzten, den Verzweiflungskampf?
Ach, von der Welt, so voll und heiß und licht,
Blieb ihm allein des Lämpchens matter Strahl,
Doch saugt das Auge, eh' es vollends bricht,
Sich in das süße Licht zum letzten Mal,
Als wolle es den letzten, kargen Schimmer
Noch mit sich nehmen in das dunkle Grab,
In jene Welt der Finsternis hinab,
Doch schließt sich ihm das Tor für immer, immer.
Ringt dort ein Armer mit des Lebens Not,
Die ihm des Schlummers karge Stunden stahl,
Und von den Wangen seiner Jugend Rot,
Und aus dem Herzen jeden Hoffnungsstrahl? —

So geht er weiter, wie in dumpfen Schauern
Streift mit dem Ärmel er die kalten Mauern,
Er schreckt vor jedem finstern Schatten auf
Und schneller schon und schneller wird sein Lauf.
Doch hinter ihm, in gleichen dumpfen Tritten,
So deucht es ihm, kommt etwas nachgeschritten.
Die Tritte mehren sich und tausendfach
Folgt ihm ein grausiges Gewimmel nach,
Ein seltsam Raunen hebt sich, ein Geflüster,
Wie Worte, die im Winde halb verhallen;
Und immer lauter schon die Schritte schallen
Und wilder wird der Lärm und immer wüster.
Er eilet weiter, weiter, schweißbedeckt,
Ob er auch fühlet, daß hier kein Entrinnen,
Wie es sich tausendarmig nach ihm streckt
Und wie der Lärm betäubt die schwanken Sinnen.
Doch immer wilder wächst er nun hinan,
Ein Sturmwind erst, wird er nun zum Orkan,
Von Millionen schweren Füßen dröhnt
Es hinter ihm, es schreit und heult und stöhnt,
Ein müdes Weinen, von Geschrei verschlungen,
Ein Seufzen hier, als ob das Herz zersprungen,
Ein wildes Toben, gell und heiser kreischend,
Mit heißer Sehnsucht nach Erlösung heischend,
Wie wenn der Sturm sich im Gebirg verfangen
Und heulend sucht ins Freie zu gelangen.
Bis es in einem einzgen Schrei erklingt,
Der wie ein Messer durch die Seele dringt,
Millionenstimmig hallt es durch die Luft,
Millionenstimmig von der Häuser Schluft,
Ein Echo, das sich tausendfältig bricht,
Ein heißer Schrei nach Brot und Glück und Licht,

Ein heißes Wünschen und ein drohend Mahnen,
Als wollt' es sich den Weg zum Himmel bahnen
Und dort durchbrechen seine blaue Wand,
Die wie ein Gruftgewölbe sie umspannt.
Ahas stürzt weiter, ohne noch zu fühlen,
Er fühlt nur diesen Schrei im Herzen wühlen,
Den Schrei, der, eine Welt von Not und Schmach,
Aus Millionen Menschenherzen brach,
Aus Herzen, die im Staube längst verloren,
Aus Herzen, die die Zeit noch nicht geboren. —
Schon weitet sich das Feld im Morgengrauen;
Tiefstill! daß er im Innersten erbebt
Und langsam nun die müden Blicke hebt,
Sehnsüchtig, um die Sonne zu erschauen.
Doch durch den Dämmer, riesengroß und schwer,
Hochbeinig, schreitet dort der Tod einher:
Im groben Kittel, blau und halb zerfetzt.
Den breiten Hut tief ins Genick gekippt,
Indes die Sense auf der Schulter wippt;
Und wo er seine schweren Füße setzt,
Da glühen knisternd rote Flammen auf
Und schlagen, hoch und höher, ihm hinauf.
So geht er um des Horizontes Rund,
Bis ihn der Nebel schluckt in seinen Schlund.

III.

Wer ging jemals den Weg, den ich gegangen,
Wer kehrte nicht am ersten Kreuzweg um,
Wen trug sein heißes, quälendes Verlangen
Je übers letzte, liebste Heiligtum?
Nun stehe ich an dieser engen Pforte
Und lasse all die Andern weit zurück,
O Einer ist genug zu meinem Glück,
Und stehst du, steh' allein an deinem Orte!
Auf höchstem Gipfel stehst du ganz allein,
Nicht kannst mit andern du dein Wesen teilen,
Und was du bist, kannst du allein nur sein,
Der kleinste Schritt, er gilt hier tausend Meilen.
Ja, näher noch, wird er dir mehr noch fremd,
Am meisten ists der Nächste, der dich hemmt,
Die, die dich halb erraten, halb verstehen,
Dann, überklug, die eignen Wege gehen.
So habe ich mein ganzes Herz verschwendet
Und tropfenweis mein Blut für die vergossen,
Die mir mit ihren stumpfen Witzgeschossen
Das reine Licht der Sonne nur geblendet.
Ich wollte sie aus ihrem Schlummer reißen,
Zu einem Leibe sie zusammenschweißen,
Nun frißt der Ekel mir die Seele fast,
Daß ich mein Höchstes in den Kot getreten,
Den Säuen preisgegeben den Palast,
Daß ich das heilge Feuer als Raketen,
Sinnloses Spiel, hab' in die Luft verpufft —
Und von dem Heiland blieb zuletzt der Schuft.

IV.

Trostlost und ärmlich, leer ist das Gemach,
Die Balken rauchgeschwärzt, die Wände feucht,
Zerbrochenes Geschirr auf schmutzgem Tische.
Ein einzger kleiner Blumenstock am Fenster,
Mit brennendroter Blüte in dem Düster.
Auf dem zerfaserten Strohstuhle sitzt
Ein Mann mit gramverstörten Mienen und
Zerrissner Kleidung — seine schwielgen Fäuste,
Er klemmt sie, langgestreckten Armes, zwischen
Die festgeschlossnen Knie. Verglasten Auges,
Unsicher von des Taumeltrankes Gift,
So stiert er auf die weiten Dielenritzen,
Und langsam wieget er den schweren Kopf,
Langsam im Takte immer hin und her
Und her und hin — als sänn' und sänne er,
Und könne, könne, könne nicht begreifen.
Im Bette liegt, auf schmutzgen Kissen, krank,
Sein abgezehrtes Weib, und müde hebt sie
Die schweren Lider nur in langen Pausen
Und lenkt den Blick in jenen finstern Winkel,
Wo hinter dem Gerümpel furchtsam kauern
Zwei Kinder, die den Vater scheu betrachten.
Und langsam wiegt der Mann den schweren Kopf,
Und langsam nickt die Mutter, trüben Blickes,
Und langsam tickt die Uhr, sie tickt und tickt —
Die Zeit vergeht, o wär' sie nie gewesen —
Vier Kinderaugen schaun in diese Welt,
Vier große, bange, stumme Kinderaugen.

V.

Ein grelles Zucken über den Himmel fliegt,
Die Erde schwankt und zittert, der Boden biegt
Sich unter schwerer, lastender Tritte Wucht,
Tiefschwarz und drohend hängt es auf Feld und Schlucht,
Der Donner grollt.

Der Donner grollt, schwül glimmt es im Dunkel auf,
Und näher dringt es, näher donnert's herauf,
Und tausendköpfig reckt es sich schon empor,
Und tausendarmig streckt es sich langsam vor,
Aufzuckt der Blitz.

Aufzuckt der Blitz, der jäh aus der Wolke brach,
Endlos erklingt es, endlos rollet es nach.
Es traf! Und zuckend lodert die Flamme schon,
Durch morsche Trümmer steigt es zum morschen Thron
Siegjauchzend auf.

VI.

Nach schmerzverlängert, quälendbangen Stunden
Stand er am Morgen still auf dem Altan,
Noch zuckten schmerzlich ihm der Seele Wunden
Und sinnend dacht' er seiner Träume Wahn.

Und ausgebreitet hebt er seine Arme
Der Sonn' entgegen, der geliebten Mutter:
O Mutter du, gib mir zurück die Zeit,
Da mir aus deinem treuen Schoße fielen,
Die Tage neu und golden, frisch geprägt,
Für die ich tauschen wollt' die Ewigkeit.
Da mir die Nächte, dunkle Samenkörner,
Geheimen Wachstums voll, herniedersanken
In meiner Seele weltumspannend Erdreich,
Wo sie mir neue Saaten, Früchte zeugten.
Wie abgegriffen fallen nun die Tage,
Den Tropfen gleich, wenn grau und trüb der Himmel,
Eintönig, kalt und düster auf erstorbne,
Auf ausgebrannte Flächen langsam nieder,
Und leer und träge sind die Nächte worden.
Ihr Sonnenträume, wohin gingt ihr, wo?
Ach, kehrt ihr niemals, niemals mehr mir wieder?
Nicht wünsch' ich mehr die Ziele, die ihr mir
Einst vorgegaukelt, die so lockenden,
Den Rausch nur wünsch' ich wieder mir, den holden,
Den trunknen Rausch, dem alle Möglichkeit
Zu festem Sein in festen Händen ward,
Den Glauben an des Traumes Wirklichkeit,
Den Quell, der ewig sprudelte und sang
Und meerverheißend mir im Innern klang.

Eine Mutter.

Ja, Wunden gibt es, die nicht heilen können,
Die unser eigenst tiefstes Leben sind,
Die wir nur glücklich, weil wir leiden müssen.
Leben ist Schmerz, und was am tiefsten sich
In deiner Seele Grund hineingebohrt,
Es wird ein Teil von deinem Fühlen, Denken,
Und ohne das du nicht mehr leben könntest.
Leben ist Schmerz, und wenn du leidest, fühlst
Du erst am allertiefsten, daß du lebst;
Ein Riß geht durch dein Wesen, und ob auch
Die Zeit den Schleier webt der grauen Tage
Und dichter ihn bedeckt, aus seinem Nebel
Schaut es dich an mit großen, blutgen Augen,
Mit Augen, schwermutsvoll, ein stetes Fragen,
Groß, still und stumm, sowie die Ewigkeit.

❦

Er war ein Mann, deß ruhlos wilder Geist
Jäh alle Schranken übersprang — blutjung,
Doch in der Schule manches Leids gehärtet,
Gehärtet, daß er Niemand danken mochte
Das, was er war; der, stolz auf seine Kraft,
Mit der er dem Geschick den Nacken beugte,
Aus dieser Dinge Kreise treten wollte,
Aus dieser Kette, die den kleinsten Wurm
Mit fernster Sterne mattem Licht verknüpft,
Und so kein Lächeln mit den Andern teilte

Und keinen Schmerz, ja, der sich kaum verzieh,
Daß er die gleiche Luft mit Andern atme.
Rechtend mit seinem Schicksal, blieb er einsam,
Ohne Geliebte, Freund, Geschwister, Eltern,
Sich schämend fast des armen Kreises, dem
Er einst entwuchs, doch nicht der Armut wegen:
Es kränkte seinen Hochmut tief, daß er
Den Ursprung nahm mit Andern, die ihn Sohn
Und Bruder nannten. — Stillberauschend sich
An seiner Träume reichem Schatze, ging
Er so verschlossen, lächelndes Verachten
Auf seiner Lippe, durch der Menschen Schwarm,
Als der geheime Herrscher eines Reiches,
Deß Grenzen ungemessen, sich erobernd
Im Innern eine neue, reiche Welt.

❦

So hatte er der Heimat fast vergessen,
Zerrissen all die Bande, die ihn knüpften
An Alles, was dem Menschen lieb und wert.
Und eines Abends war's — er ward gedrängt,
Ein schlichtes Fest in kleinem Kreis zu feiern
Und ging in einer Stunde Übermut. —
Die Freude zündete die hellen Lichter,
Und lachend durch das Zimmer schritt das Glück;
Den Jüngling griff der Reiz des Ungewohnten,
Er lachte, sprach und scherzte wie in Laune,
In einer Ecke halbem Dämmerlicht,
Doch mit geheimem Spott in Blick und Ton,
Den er wie eine Mauer um sich zog,
Sein Inneres zu schützen — sprach und scherzte

Mit Mädchen, die da leise schmollend lachten —
Die Eine mit den schwarzen Gleiteaugen,
Die Andre, blauen Augs, voll Schwärmerei,
Darin ein still Verlangen sich vermischte
Mit Kinderfrommheit —: nein, wie seltsam ist er!
So tändelt' er in leisem Spott mit ihnen.
Ihm war das Weib von jeher nur ein Spielzeug,
Kaum gut genug, die Zeit damit zu kürzen,
Ein hübsches Nichts von Bändern, Lächeln, Blicken;
Und so, voll Hochmut und aus tiefer Sehnsucht
Nach himmelkühner Berge Schneeesreinheit,
Hatt' er noch nie des Weibes Leib umfangen. —
Man sang und trank, sodaß sein schweres Blut
Vom Licht und von dem Tranke ward berauscht.
Die Stunden gingen — eben setzt' er an
Zu einem Witzwort, als des Hauses Wirtin,
Die auch die seine, plötzlich zu ihm trat:
„Nein, wie vergeßlich, hier für Sie ein Brief,
Ein Liebesbrief!" Ein leichtes Schmunzeln zog
Um ihre dicken Lippen — hastig sah er
Hin auf das Schreiben: „Ach, es ist von Hause,"
Und steckte es voll Gleichmut in die Tasche:
„Wo blieb ich stehen, Fräulein, richtig, ja —
Nein doch — nicht wahr?" Und alle dreie lachten.

❦

Schon dämmerte das trübe Morgenzwielicht,
Als er ins Zimmer trat und beim Entkleiden:
„Ah sieh', den Brief, fast hätt' ich ihn vergessen,
Was mag es sein, ich schrieb doch Jahre nicht."
Er brach ihn auf — wie Nebel sanks hernieder

Und leise zitternd hielt die Hand das Blatt,
Doch nur ein Augenblick — die Mutter sterbend,
Die Mutter, Mutter — hastig schritt er dann
Das Zimmer ab und auf und auf und ab.
Die Mutter sterbend — „Willst du sie noch sehen —“
Dies schrieb der Bruder ihm — „so komme bald.“
Und plötzlich fiel es ihm aufs Herz: zu spät,
Und schärfer mahnend klangs in ihm: zu spät,
Und gellend schrie es ihm ins Ohr: zu spät!
Zu spät, zu spät — warum zu spät — warum?
Die Stunde, die er so verträumt, vertändelt,!
Sie war der Faden, der dem nächsten Leben
Ihn noch verband, den scherzend er zerschnitt.
Und niemals könnte er, o niemals, niemals,
Um nichts nur einen Hauch zurück sich kaufen.

❦

Bleich, überwacht, mit festgeschlossnen Zügen,
So stand er an dem kleinen offnen Fenster
Der Eisenbahn, die, eine Riesenschlange,
In ihrem Leibe hundertfältig Glück
Und Unglück ungerührt von dannen tragend,
Trennend und bindend, tausendfach verknüpfend,
Pfauchend dahinschoß durch des Morgens Frühe
Und hinter sich, entschwindend, ließ die Stadt,
Die Riesenstadt, die noch im Schlafe lag.
Wie herb und kühl der frische Morgenwind!
Die letzten Sterne blaßten nach und nach
Und sanken, goldnen Träumen gleich, zu schön
Dem Licht des Tages, in die blassen Nebel,
Und nur der Morgenstern stand klar und hell,

Wie unbesiegbar, in dem fahlen Blau.
Im Osten schnitten durch den hellern Himmel
Die schlanken, schwarzen Stämme hoher Kiefern,
Mit tausendfach verästeltem Gezweig,
Und froren in dem kalten Morgenrot.
Am Wege fluchte hier und da ein Bauer,
Schlaftrunken klatschte er mit seiner Peitsche
Das müde Pferd. Weithin das Heidekraut,
Rotbraun und violett — vereinzelt glänzt
Daraus nur einer Birke lichter Stamm.
Doch langsam hob die Erde, wie erwachend,
Sich auf zu hohen Bergen, deren Haupt
Von Wald gekrönt, ein dunkelgrüner Turban,
Darauf des Halbmonds bleiche Sichel glänzte. —
Die Bilder kamen, wechselten und schwanden,
Es floß die Zeit, sie kam und ging und schwand.

❦

Nun hielt der Zug. Schon war es Abend, und
Ein leiser Regen rieselte hernieder,
Im Westen zog ein schwarz Gewitter auf.
Ihn fröstelte, er schlug den Kragen hoch,
Als er die altvertrauten Wege schritt,
Auf denen trüb Öllampen flackerten.
Wie seltsam war's, wie halbvergessne Träume,
An die wir plötzlich uns am Tag erinnern:
Hier wuchs er auf, hier bot den ersten Blicken
Des Kindes sich die bunte Welt des Scheins
Und baute still an seinem Wesen auf,
Wenn auch verleugnet, immer mächtig doch,
Der Grundton seiner innern Melodie:

Die Berge, die des Kindes Herz erhoben,
Der wilde Bergfluß und der dunkle Tann,
Der ihn mit stillen Märchen einst umwoben.
Vom Turme schlägt die Glocke nun die Stunde
Mit nievergessnem, knarrendhellem Laut —
Sieh, dort die Birke an der steilen Böschung,
Die er dereinst gepflanzt, wie hoch sie wuchs,
Sie schwankt im Regen fast gespenstergleich,
Sie blieb daheim, sie wuchs und blieb und sann —
Nichts mehr davon — nur weiter durch die Gassen,
Nichts mehr davon — wie hallt der schnelle Schritt!

❦

Dies ist das Haus. Er zögerte. Es war
Ihm so bekannt noch, als ob nicht die Jahre
Dazwischen lägen, da er's nicht gesehn.
Er sah sich, wie er als ein wilder Knabe
Tolljubelnd oft zur Tür hinausgestürmt
Und übern Mühlbach sprang, den saftig säumten
Huflattich, Hahnenfuß und Natternkopf,
Von grauen Weiden buschig überhängt.
Noch schwankte er — dann trat er rasch hinein
Ins niedre Zimmer, wo der Bruder saß,
Mit Weib und Kind am Tische weinend saß.
Bedrückend fiel die Enge dieses Daseins
Ihm auf die Brust — ein stiller Druck der Hand:
„Du kommst zu spät, bekamst du nicht den Brief?“
„Ja ja, doch“ — und sie schwiegen, dann begann er
Gleichgültig zu erzählen, das Gefühl,
Das ihn beschlich, mit Worten zu betäuben,
Erzählte von der fremden, großen Welt,

Was er erlebt, doch mit der stillen Angst,
Daß eine Weichheit ihn bezwingen könne.
Er lachte fast: „Ei sieh, das gelbe Kätzchen,
So lebt es noch“ — nein, nur Nichts merken lassen!
„Sieh diesen Stock, wie hübsch die Schnitzerei,
Nein, so, im Licht — von wem erhielt ich ihn? —
Das ist nun so —“ so sprach er hastig weiter,
Nur um sich selbst zu hören, und er schien
Es fast zu überhören, als der Bruder,
Der tiefgerührte, ihm zuletzt noch sagte,
Daß sie an seinem Kommen noch gezweifelt:
„Ich weiß, er kommt nicht, denn er liebt mich nicht,
Ich kenne ihn, denn er ist harten Herzens.“
Dies fiel ihn an, daß er die Lippe biß
Fest bis aufs Blut und starr die Brauen zog.
Dann sprach er weiter, lauter noch als sonst
Und wartete auf Antwort nicht; dann plötzlich
Sahn sie sich an — dann Stille — und der Bruder
Sprach leisen Tons zu ihm: „Willst du sie sehen?“
Er nickte stumm, stieg langsam hintennach,
Dem Bruder nach, der still den Leuchter trug,
Dem Weinen nah, empor die Sandsteintreppe.
Im schwanken Schein des Lichtes sah er klar,
Deutlicher, als der Tag es je gezeigt,
Die letzte Stufe, deren breite Ecke
Der Blitz einst abgeschlagen, als er dort
Als Kind an jenem Tage weinend saß.
Hinglitt die Hand an des Geländers Eisen,
Vor dessen Kälte er sie scheu zurückzog;
Wie viele Stufen — und wie wen'ge doch!
Er wußte es, doch schien es ihm, als ginge
Er höher, höher, immer höher auf,

Als nähme all das Steigen nie ein Ende,
Als müßte er ein Etwas noch erreichen,
Vor dessen Anblick doch ihm schauderte.

❦

Er faßte sich. Ein stolzes Zucken flog
Über sein hart Gesicht — nein, nur nicht feige.
Was ist es denn? Es mußte einmal kommen,
Notwendig kommen, und Notwendigkeit,
Sie liebte er —: das eiserne Gesetz,
Das unabwendbar Ring zum Ringe schließt,
Von Bitten, Jauchzen, Klagen unberührt,
Das nicht die Blüte schont, die reife Frucht,
Die Macht nicht und des Alters Glorie,
Stumm dem Verlangen, der Verzweiflung stumm,
Und ihm darum die höchste Liebe schien.
Was war es denn, als daß die Form zerbrach,
Die ihn gebar und die sich abgenutzt?
Noch sah er nie des Todes Angesicht,
Wiewohl er ihn nicht floh, denn, seltsam schien's —
War's Hochmut oder hatte ihm ein Gott
Sein Schicksal in die eigne Brust gelegt? —
Er fühlte tief im Innern, nein, nicht Fühlen,
Ein festes Wissen war's, das der Gefahr
Tollkühn ihn trotzen ließ, daß ihm der Tod
Doch niemals nahen könne, eh' er nicht
Die Fülle seines Wesens ausgestaltet,
Ein Mal den Nachgeschlechtern hinterlassend,
Daß es von seinem Dasein zeugen möge;
Bis er zum letzten Ziele vorgedrungen
Und selber spräche: „Komm, es ist genug!"

So hob er hoch die Stirn, um stolz zu stehen,
Wie Cromwell an der Leiche seines Königs:
„Er war ein kräftger Mann und hätte leicht
Noch länger leben können.“ — C'est la guerre.

❦

Die Türe knarrte, und sie traten ein,
Am Eingang, zögernd, blieb der Bruder stehen.
Des Lichtes Flackern schwankte hin und wieder
Auf des Hausaltars Armut, an der Wand
Dort aufgebaut, mit Muscheln bunt geschmückt,
Mit farbgem Glas und bleichen, trocknen Blumen,
In seiner Mitte noch das wohlbekannte
Mariengnadenbild, ein blasser Stahlstich,
Vor dem er oft die Kinderhand gefaltet.
Der Lichtschein zuckte auf im kleinen Spiegel,
Er sah hinein, wie unbewußt, und schrak
Vor seinem eignen Bild: wie kalt und fremd,
Als ob sein eignes Wesen sei geteilt:
Lebte er selber oder dies sein Bild?
„Komm!“ sprach er rauh, und an dem Sarge stand er,
Mit zitternder Hand der Bruder hielt den Leuchter,
Das Talglicht tropfte, und die Träne fiel
Mitunter zischend in das rinnende Licht.
Nun hob er fest das Auge auf das bleiche,
Wachsbleiche Antlitz vor ihm — und da war es —
Kein Fühlen war es, kein Entschluß, kein Wollen —
Was wußte er von sich in jener Stunde? —
Als ob es plötzlich ihn darniederdrücke
Mit übermächtger, ungeheurer Kraft,
Daß an dem Sarge er darniederfiel.

Und nur ein einzger Laut drang aus dem Herzen
Tiefzuckend auf, als ob sein ganzes Leben,
Zum Wort gefesselt, auf die Lippen träte:
„O Mutter, Mutter, Mutter, Mutter, Mutter!“

❦

So lag er lange ganz allein; der Bruder
Schlich still hinaus, im Innersten erschüttert.
Und als der Jüngling aufstand, hielt das Dunkel
Ihn ganz umfangen — Nacht und Tod um ihn,
Die furchtbar wesenlosen Urgeschwister.
Er trat zur Leiche, sah die starre Maske,
In die die tiefste Liebe sich gekleidet,
In der die ewigschaffende Gewalt,
Der Welten zeugend nie erschöpfte Born,
Zum Wesen ward, für ihn, für ihn, für ihn.
Da draußen grollte ferne das Gewitter,
Und klappernd schlug der Wind den Fensterladen,
Und hin und wieder brach ein schwacher Blitz
Blauleuchtend in des Zimmers stilles Dunkel,
Gespenstisch fahl, als ob die Nacht aufzuckte
In ungeheurem Weh — des Mannes Antlitz
Mit blauem Licht in Todesfarbe kleidend,
Die stille Tote, flüchtgen Scheins, belebend —
O wo ist Leben hier und wo ist Tod?

❦

O wo ist Leben hier und wo ist Tod?
Wo Glück und Schmerz, und wo ist Tag und Nacht?
Wenn sich des Lides zarter Vorhang senkt

Über des Lebens wechselbunter Bühne,
Ob eine andere sich uns entfaltet,
Neuer Gesetze und Gestalten voll,
Die zeitlos, schmerzlos, todlos, sehnsuchtslos?
Sind wir nur Maske oder sind wir Traum?
Wenn Leben heißet: Atmen, Nähren, Zeugen,
Die Kräfte und den Odem andrer stehlen,
Von Stund' zu Stunde schwanken hin und her,
Geplagt von Zweifel und von Gier getrieben,
Ein einzger, magrer Bissen, den die Zeit
So Tag und Nacht in ihrem Rachen kaut,
Bis sie ihn, übersatt, am Ende ausspeit —
Ewige Unruh, nie gelöschter Durst,
Ziellose Drang, ein immerwährend Taumeln
Zwischen dem „War“ und „Wirdsein“ — o wer möchte
Des Todes „Ist“ nicht wählen, der die Zunge
Der ewigschwanken Wage unsers Wesens
Mit seinen Knochenfingern endlich festhält?
Wenn Staub, dem Staube sich gesellend, immer
Zu neuer Form sich ballend, lebt und wechselt,
Wie könnte Liebe, die so tief, vergehn,
Wie dieses Schiffes kostbar reiche Fracht,
Hinausgestoßen in das Stürmemeer,
Wenn es zerschellt, spurlos zur Tiefe sinken? —
O wo ist Leben hier und wo ist Tod!

❦

Wie er die Nacht verbracht, wer weiß es wohl?
Nie kam ein Wort davon auf seine Lippen,
Das stille Dunkel wußte nur davon,
Ob über seines Starrsinns feste Klippe

Der Schmerzes Strom in heißen Tränen brach,
Ob er, sich trotzig in sein Leid verbeißend,
Sich in den Schoß der Nacht hineingewühlt,
Von wilden Träumen plötzlich aufgeschreckt,
Mit heißen Händen in das Dunkel griff,
Um gegen ein Furchtbares sich zu wehren,
Das immer wieder, immer wieder kam.
Es graute schon der Tag, er wachte auf —
Ans Fenster schlug der halbverdorrte Birnbaum
Mit seinem einzgen laubgeschmückten Aste,
Fast wie ein lebend Wesen — er erschrak,
Wie fremd, unsagbar fremd — ein Augenblick,
Da wir im Schaudern sehn die tiefe Kluft,
Die uns von allem andern trennt, von dem
Wir in des Tags Gewohnheit sonst umgeben.
Dann sank er, müde, wieder in die Kissen.
Und langsam stieg ein wunderlicher Traum,
Der ihm für immer eingegraben blieb.
Ein Traum — des Lebens flüchtig buntes Abbild,
Das, fessellos, des Leibes Erdenschwere
Mit jenes Reichs Unendlichkeit verknüpft.
Aus unsers Wesens tiefstem Boden keimen
Die schnell verhauchten Traumesblumen auf
Und tragen Duft und Farbe ihres Ursprungs,
Den Zug der Stunde, die sie ausgebar,
Ob unser auch, doch nicht von dieser Welt,
Und wer nie träumte, kennt auch keinen Gott.

❦

Dies war der Traum: Ihm ward so hoch und licht,
Es dehnte sich die Brust ihm weit und weiter

Zur ungeheuern, blauen Himmelsglocke,
Blau, klar und licht, ohn' eines Wölkchens Flaum,
Und als die Sonne brannte drin sein Herz,
Mit Licht und Glück die grüne Erde segnend. —
Das Licht verblaßte langsam, daß die Sterne,
Mondgroß und bleich, schon aus dem Dämmer traten,
Und statt der Sonne in der Glocke hing
Ein ungeheurer Klöppel, und er schwang sich,
Aushebend und in furchtbar langen Pausen
Hinstreifend über dieser Erde Rund,
Bis daß er an die blaue Wölbung schlug,
Daß sie erzitterte mit einem Laut,
Wie Menschenohren nie gehört zuvor.
Und langsam, langsam blich der Sterne Licht —
Aufstarrend lag die Menschheit auf den Knien
Und sah ihn kommen, sah ihn gehen, kommen,
Und duckte sich in tiefer Angst, wenn er
Sich sausend, hoch, ob ihren Häuptern schwang,
Wie vor des Henkers Beil. Die einen lagen
Platt auf dem Rasen, und mit Zähnen, Nägeln
Bohrten sie tief sich in die Erde ein,
Die Mutter preßte fest das Kind an sich,
Bis es erstickte — einer schritt dahin
Mit hellem Lachen, zeigte auf zum Himmel;
„Man läutet schon, nun ist es Essenszeit!"
Leer sind die Häuser, Kirchen, die Paläste.
In ungezählten Scharen lag die Menge
Auf weiten Ebnen, unwirtbaren Wüsten,
Sie stürzten aus der Wälder tiefem Dämmer
Und aus der Berge engen, dunklen Klüften,
Des Lichtes letzte Tropfen einzuschlürfen.
In jedem Herzen lebte nur das eine:

Der Erde allerletzte Stunde schlage,
Und nach ihr käme Nichts — dann käme Nichts.
Sie kannten, ungesehen auch, den Glöckner,
Der, wenn die Himmelsdecke krachend birst,
Sich triumphierend auf die Trümmer setzt —
Sein Schreckensname war: der Tod, der Tod!
Aufschwoll das Meer, es sprengte seine Dämme
Und stürzte über alles Land dahin,
Erst murmelnd, plätschernd, schwellend, grollend, brausend,
Dann brüllend, donnernd, krachend und zermalmend.
Es schwemmte Länder weg und ganze Völker,
Wie Fische lagen tot sie auf dem Wasser,
Wenn Gift in eines Teiches Grund geworfen.
Auf allerhöchste Bergesgipfel stiegen
Die Überlebenden, durch Schnee und Eis,
Die Gletscher färbend mit dem eignen Blute.
Doch auf der Berge Schneeeshäuptern sahn sie
Nichts als die Flut, endlose weite Flut —
Und drüberher das ungeheure Läuten.
Die nimmersatte Woge schluckte langsam —
Wo war die Zeit, nicht wechselt Tag und Nacht —
Den einen nach dem andern, der sich krampfhaft
Mit von dem Hunger angezehrten Kräften
An seinen Nächsten klammert, daß sie alle
Den steilen Grat zur Tiefe niederstürzen.
Und Leben losch um Leben langsam aus,
Indes die Flut nur hoch und höher stieg,
Als ob das Meer gebäre Meer auf Meer,
Als ob es aus der Erde Innern bräche. —
Auf höchstem Felsengrate der allein
Noch aus den Wogen stieg, zwei Menschen nur:

Jüngling und Mädchen, Kinder fast und nackt,
Die sich, halb unbewußt, dereinst geliebt,
Doch, zitternd vor dem eigenen Gefühl,
In ihres Wesens unentweihter Unschuld,
Des Herzens Wünsche niemals noch gestanden.
Nun sahn sie bei der Sterne letztem Licht
Noch einmal sich, in ihren Augen leuchtets,
Und, sich und Flut und Tod und Welt vergessend,
Nahten sie Mund dem Mund — doch riß die Woge
Sie Beide, eh' sie sich berührt, hinab. —
Kein Hauch mehr auf der ganz erstorbnen Erde,
Kein Lebenshauch, der heiße Puls versiegt,
Ihr Leib, der immerzeugende, erstarrt.
Und schwere, grauenvolle Finsternis,
Gebärerin der sonnenfrohen Welt,
Doch auch Verschlingerin, herrscht überall —
Im leeren Raume nur das große Läuten,
Das mehr und mehr verhallt, verhallt, verhallt.
Leiser und heller wird der schwere Ton,
Tieffreudig zittert es wie Sonntagsglocken
Im Morgenzwielicht, und wie Silberglöckchen
Verklingt es nun in einem neuen Tag,
In einem Tag, der einen Himmel spannt,
Tiefblau und rein, wie ihn kein Auge sah,
Doch ohne Sonne, über stille Flut,
Hoch über purpurblaue, stille Flut.
Und über seinen unbewegten Spiegel
Hinzieht ein Schwan, wie eines Segels Weiße
Herüber leuchtet, und er wächst im Kommen,
Bis er, wie eine weiße Sommerwolke,
Die selig durch den klaren Himmel zieht,
Das blaue Meer mit seinem Flaum beleuchtet.

Und leise hebt er nun zu singen an,
Ein schwellend schmerzlichzehrend süßer Sang,
Und mit dem Sange quillt in roten Tropfen
Das Blut ihm langsam aus dem Schnabel vor,
Das klingend niederfällt auf glatte Flut
Und ihm das glänzende Gefieder färbt.
Er sang, wie wenn ein jeder Schlag des Herzens,
Des Lebens sanft entschwebende Gefühle,
Sich löſten in der Töne zart Verhauchen.
Und tief und tiefer neigte er den Kopf
Dem Spiegelbild im Wasser müd entgegen,
Bis er, ein weißer, schnell verhauchter Flaum,
Am Horizont verschwand. Und bebend schrak
Der Jüngling auf — im Ohre noch den Klang,
Die zitternd schmerzgebornen, holden Töne,
Warf er sich hastig in die Kleider, stürzte,
Von ziellos wildem, heißem Weh getrieben,
Jäh aus dem Hause, schnell den Hof durchschreitend,
Und übersprang den niedern Bretterzaun.

❦

O Morgenstille einer kleinen Stadt!
Die Häuser schlossen noch die Fensteraugen,
Nur von des Nachbars Schmiede klangen hell
Im Takt die Hammerschläge; ab und zu
Krähte ein Hahn, schlaftrunken noch, und schlug
Ein Hund, wie halbverloren, an im Traum.
Am Kirchturm glänzt' der Sonne erster Strahl,
Die Bäume träuften von dem Regen noch.
Ein Lehrbursch schritt in klappernden Pantoffeln,

Sein Pfeifen hallet von den alten Häusern
Und scheucht die Katze auf den Apfelbaum,
Daß seine Blüten schimmernd niederschneien.
Doch sah der Jüngling-Mann dies Alles nicht,
Der mit dem Blick das schlechte Pflaster sengte,
Und, ohne aufzusehen, den alten Weg,
Den durch Gewohnheit wohlvertrauten, schritt,
Der grau und steil zum Berge kletterte,
Darauf der junge Morgen lächelnd schlief,
Der nun sich hob mit glühendroten Wangen,
Hinabzuschreiten in die grüne Welt.
Aus seinen goldnen Locken schüttelt er
Den Tau auf all die saftgen Fluren aus
Und leise streift sein Fuß des Grases Spitzen,
Und wo er schreitet, sprießen Blumen nach,
Die ihm verwundert, hellen Auges nachschaun,
Der auf der Stunden lichter Leiter klimmt
Zum Himmel auf, sich setzend auf den Schwan,
Den goldnen Sonnenschwan, der durch die Flut
Des weiten, blauen Himmels langsam zieht.
Zum Walde lenkt der Jüngling seinen Schritt,
Der, kränzend alle Höhn, ans Städtchen stieß
Und mit den grünen Armen es umfing.
Ein heilig Morgenschweigen atmet kühl
In diesen dichten, grünen Dämmernissen,
Nur hier und da die Sonne spielend warf
Vereinzelt goldne Flecken durch das Laub,
Wie wohl ein König auf dem Ehrenzuge
Goldstücke wirft der dichtgedrängten Menge.

❦

Und hoch und höher stieg die Sonne auf,
Und hoch und höher stieg der stille Mann
In grüne Wildnis, deren Stille ihn
Tieftröstend wie mit Mitgefühl umfing
Und ihm die fieberheiße Stirne kühlte.
Langsamer schritt er seines Weges weiter,
Den Hut in Händen, der im Gehen streifte
Den Enzian, den gelben Fingerhut,
Des Zittergrases zarte, feine Spitzen,
Die hinter seinem Schritt noch lange wogten.
Heiß lag die Sonne draußen auf dem Lande,
Und langgestreckt im Kleefeld schnarcht der Schnitter —
Doch hier so still und kühl, so märchenstill,
Nur murmelnd über Steine fließt der Bach.
Huscht nicht das Waldweib dort durch das Gebüsch?
Steht nicht die Mittagsfrau dort in der Lichtung,
Mit langem, weißem Haar, mit lichten Augen?
Die Rüster hebt den graubewachsnen Stamm,
Der Eiche nah, die mit der Wurzelfaust
Den Felsblock packt, und ihre Kronen lodern
Wie grüne Flammen in den Himmel auf —
Und immer rauscht und murmelt leis der Bach.
Das Farrenkraut drängt üppig, breitgezackt,
Sich durch die Steine; schlank und blitzendgrün,
Liegt träumend die Eidechse in der Sonne,
In ihrem Strahle glänzt der Scharlachpilz
Aus feuchtem Moos hervor, die Schlange raschelt
Durch rotes, welkes, überjährges Laub,
Im Haselstrauch, vereinzelt, schlägt ein Fink,
Und immer rauscht und murmelt fort der Bach,
Deß hohe Ufer von der Fichte Stamm,
Die jäh vom Sturm entwurzelt, überbrückt.

Schmal wird und steinig hier des Wandrers Pfad,
Die Büsche schlagen über ihm zusammen,
Kein Bienchen summt in dieser grünen Nacht,
Nur hoch im Laube die Holztaube gurrt.
Nun windet sich der Weg durch Nadelwälder,
Wo hoch, von Tempelkühle tief umschauert.
Wie betend, regungslos die Tannen stehn.
Und ferner rauscht und murmelt nun der Bach
Sein immergleiches, nie erschöpftes Lied.

❦

Nun stand er auf des Berges höchstem Gipfel,
Weit, weithin dehnet sich das grüne Land,
Das, aufgelöst in süßer Ruhe liegend,
Den blauen Himmel in sich schlürfen möchte.
Der Flüsse blaue Adern, sie durchziehn es,
Von Weiden und von Erlen dicht umsäumt,
Und der Gebirge mächtge Muskeln schwellen.
Versteckt in dunklem Grün schaun hier und da
Der Dörfer rote Dächer, weiße Giebel,
Und kerzengrade steigt der Rauch empor
Des frohumdrängten, heimatlichen Herdes.
In stummer Andacht liegt verzückt die Flur
Und schaut mit tausend bunten Augen auf,
Zur Sonne auf, daß sich, verzückt im Anschaun
Kein Hälmchen regt — und dort am Abhang stürzt,
Ein grünes Meer, der stolze Wald hinunter,
Ein grünes, kühnes Meer, deß Wellen tief
Im Grunde festgewurzelt, und worüber
Der Wind mit warmem, leichtem Locken streift,
Von ihrem Boden sie mit fortzureißen.

In seinem Dämmer singt die Nachtigall
So Tag und Nacht, der Stunden leisen Schritt
In seinen blauen Nächten überhörend,
Berauschend sich an ihres Liedes Wein,
Der, unerschöpfbar, aus der Kehle quillt.
O herzausweitend reiche Sommerlust!
Die Sonne möchte ganz in Licht zerrinnen
Und auf die Erde fließen, oder sich
Ausbreiten an des Himmels blauen Wänden,
Bis er, ein einzges strahlendes Gewölbe,
Ein einzges, goldnes Riesenmedaillon,
Umschließet diesen duftenden Smaragd,
Den Gott zum Schmuck gelegt in diese Kapsel.
Doch diese überjauchzend helle Freude,
Dies trunkne Tauchen in das Meer der Lust,
Schnitt um so tiefer in das Herz des Mannes,
Der, ein verschwindend schwarzer Punkt dort oben,
Doch eine Welt des Schmerzes in sich trug.
Erinnerungbewältigt, schien es ihm,
Als lache Gott nur seines herben Leides,
Als hätte er kein Recht auf diese Pracht,
Kein Recht auf Glück und Sonne mehr und Licht,
Und mit den leidend weißen Händen griff
Er in das knappe Gras und biß den Stein,
Daß ihm des Zahnes Weiße splitternd sprang.

❦

Wie er des Lebens Last noch ferner trug?
Nicht senkte er das Haupt dem harten Streich,
Umwandelnd all sein ganzes innres Leben,
In Leid gelöst, wie schlechte Dichter faseln.

Was einmal in die feste Form geprägt,
Fest bleibt es, unverrückbar — was du bist,
Das bist du auch in alle Ewigkeit,
Wie eine Flamme, einmal angezündet,
Die nie verlöschen kann, und da du lebst,
So lebtest du, wirst immer wieder leben,
In Wechselform, mit wechsellosem Kern,
Und ewig bleibt dir nur die stumme Frage:
Warum du dies und nicht ein andres bist? —
Nur manchmal, wenn es jauchzend überquoll
In seiner Brust, und sich die Freude hoch,
Ein Adler, in des Lichtes Himmel schwang —
Wie Lust und Schmerz ja stets Geschwister sind,
Und ähnlich sich, daß man sie oft verwechselt —
Dann klopfte es mit zagem Finger an,
Mit mahnend leiser Stimme: Höre mich!
Doch fest die Zähne aufeinander pressend,
Schlug er die Bahn sich durch des Lebens Wildnis,
Nach allem greifend, was da fremd und fern
Und hart und unnerreichbar schien den andern,
Ob ohne Ziel, doch stets verzehrt von Sehnsucht —
So ging er seinen Weg, wer weiß, wohin?

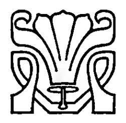
❦

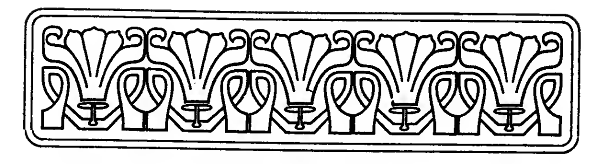
Ja Wunden gibt es, die nicht heilen können,
Die unser eigenst tiefstes Leben sind,
Die wir nur glücklich, weil wir leiden müssen.
Leben ist Schmerz, und was am tiefsten sich
In deiner Seele Grund hineingebohrt,
Es wird ein Teil von deinem Fühlen, Denken,
Und ohne das du nicht mehr atmen könntest.

Leben ist Schmerz, nur wenn du leidest, fühlst
Du erst am allertiefsten, daß du lebst.
Ein Riß geht durch dein Wesen, und ob auch
Die Zeit den Schleier webt der grauen Tage
Und dichter ihn bedeckt: aus seinem Nebel
Schaut es dich an mit großen, blutgen Augen,
Mit Augen, schwermutsvoll, ein stetes Fragen,
Groß still und stumm, sowie die Ewigkeit.

Zum Schluß.

So wie der Baum im Herbst die Früchte in Fülle verstreuet,
Freudig der Kraft, wahllos, nieder ins schwellende Gras,
Ohne zu fragen ob sie die Stätte finden und keimen,
Wurmig die einen und die roter, gesunderer Pracht,
Nicht des Gärtners achtend, der gierig den Reichtum ihm zählet,
Also verstreue dein Lied, wie es die Stunde dir bringt.
Wär' es ein würdiges Ziel, in Samen und Früchten ganz aufgehn,
Wie uns der Künstler belügt, daß er nur lebe der Kunst?
Nimmer frägt wohl der Baum, wieviel er der Früchte verschwendet,
Die ohne Wollen gereift, wirft ohne Reue er weg,
Und nur den einzigen Wunsch, ihn hegt er, den einen, nur diesen:
Höher zur Sonne den Stamm, breiter die Krone dem Licht!





1902. 1903.

Man sagt:
Die Toten reden nicht! Ich aber war
Im Land der Toten, wo das Grauen haust
Und Red' und Antwort tauschte ich mit ihnen,
Und alle ihre Schauder fühlte ich
Und ihre Reue und die Träume alle,
Die nie erfüllten, und den Durst nach Glück,
Der noch im Grab nicht schläft, den ungestillten;
Die Freude dünkte mich der Lebenden
Seltsam und schauerlich, sowie ein Lächeln,
Das stehen blieb auf einer Leiche Antlitz. —

Nun steig' ich langsam auf den schwarzen Stufen
Empor, und langsam wird es Licht um mich.
Doch mit dem wehen Lächeln steig ich auf
Deß, der da weiß. Und manchmal bebt mir noch
Das Herz in tiefem Grauen,
Wie Einem, der, nach ungeheuerer
Gefahr, tiefatmend stillsteht. Doch die Stimmen,
Die abgrunddumpfen, verhallen mehr und mehr.
Schau nicht zurück! Dein Weg geht himmelan!

Dante.

Auf dem Friedhofe der Franziskaner in Ravenna.

Hier will ich ruhn, hier sei die Friedensstatt
Von Einem, der des Wanderns müd und satt,
Der aus der Menschen Kreise längst verbannt,
Der ohne Haus und ohne Vaterland,
Nichts nennt er sein,
Selbst nicht, auf dem er sitzt, den Stein.

In Särgen liegen alle hier gereiht,
Die sich gerettet aus des Lebens Streit
In dieses Klosters Frieden erst und dann
Noch tiefer in des ewgen Schweigens Bann.
Nur du, nur du,
Mein Herz, klopfst du noch immerzu?

Es ist schon spät. Der Himmel dunkelt schon.
Aus der Kapelle dringt der Hora Ton,
Und leis erzitternd nur die Pinie rauscht,
Die einsam zu den stillen Sternen lauscht,
Als höre sie
Der Sphären ferne Melodie.

Florenz, was tat ich dir, was stießest du
Mich, deinen Sohn, hinaus, was ließest du
Flüchtig mich irren in der Welt umher,
Verlassen, arm, das Herz von Sehnsucht schwer,
In Qual und Not
Zu suchen Heimat mir und Brot?

Viel harte Treppen stieg ich stumm hinauf,
Klopfend ans Tor, doch keines tat sich auf,
Und wo ich liebte, ward mir Haß und Hohn,
Neid und Verleumdung meiner Taten Lohn.
Mir ward geraubt,
Was heiß ich einst ersehnt, geglaubt.

O, welche Bilder zogen mir vorbei!
Der Großen Stolz, der Armen Sklaverei,
Ich litt es selbst. Von Raub und Mord und Krieg
Allwärts der Rauch der Opfer aufwärts stieg:
Gerechtigkeit,
Nie fand ich sie in dieser Zeit.

So nahm ich selbst die Wage in die Hand,
Zu richten über mich, die Zeit, mein Land.
Mein Herz, mein Herz, es glühte übervoll,
Doch keine Träne mir vom Auge quoll,
Stahlharten Blicks,
Ein Richter jeglichen Geschicks.

Ja du mein Lied, in das ich alle Glut
Der Seele goß, genährt mit meinem Blut,
Zur Hölle und zum Himmel wardst du mir,
Glück, Liebe, Heimat fand ich doch in dir,
In deinen Schrein
Schloß meine Qual und Lust ich ein.

Nun ists getan. Und litt ich noch so viel,
Ich bin der Sieger, denn ich kam ans Ziel.
So geh ich durch die Zeit, ich sterbe nicht,
Jetzt komm, o Tod, und tue deine Pflicht.
Noch diese Nacht,
Dann will ich ruhn. Es ist vollbracht.

Spaziergang.

Im Winde knarren
Die alten Föhren
Und schütteln des Regens letzte Tropfen
Auf unser Haupt;
Kein Laut zu hören,
Nur unserer Herzen leises Klopfen.

Noch einmal bricht
Aus schweren Wolken
Die Sonne hervor mit stillem Leuchten,
Im Abendlicht
Aufblüht der See
Und Stämme und Gräser, die regenfeuchten.

Dein Antlitz glüht
In Jugendröte,
In Jugendglück wie in alten Tagen.
Mir ists, als müßte
Wie damals wieder
Ich heiße, tiefe Worte dir sagen.

Die Sonne sinkt,
Und es verblassen
Auf deinem Gesicht des Abends Flammen,
Und ich denke der Jahre,
Der schweren Jahre,
Die Hand in Hand wir trugen zusammen.

Wie lange noch,
Und einer sieht
Den andern im stillen Dunkel schwinden,
Da wir, getrennt,
Uns immer suchen
Und nimmer, nimmer wiederfinden.

❦

Ein Leben.

Das war in einer Sommernacht,
Sie hatten gescherzt, gekost und gelacht,
Vom Taumel des Glücks besessen,
Sich und die Welt vergessen.

Das war in einer Sommernacht,
Es schien der Mond in kalter Pracht,
Da lag auf den harten Steinen
Ein Mädchen in bittrem Weinen.

Das war in einer Sommernacht,
Der Regen rieselt so sacht, so sacht,
Der Teich zieht weite Kreise,
Dann schweigt er und schauert nur leise.

❦

Nacht.

Mit tausend goldnen Sternenaugen geht
Die große Nacht in tiefem Schweigen hin,
Wie ein Gedanke still, tief wie Gebet,
Als sänne sie, was nie gedacht der Sinn.

Nun steht sie schauernd an des Meeres Strand,
Das leise, leise seine Wellen wiegt,
Und schaut in seine Tiefen wie gebannt,
Ob, was sie suchet, da verborgen liegt.

Voll Sehnsucht streckt sie weit und weiter sich,
Bis sie den ganzen Ozean umspannt,
Doch all ihr Sehnen, so inbrünstiglich,
In all den Weiten nicht Erfüllung fand.

Sie schaut in alle Brunnen tief hinein,
In allen Wäldern sie vergebens sucht,
Mit ihrem zitternd blassen Sternenschein
Tastet sie ängstlich bis in jede Schlucht.

Nun leuchtet schon der Ost in halbem Rot,
Da steht sie, tief erschrocken, plötzlich still,
Dann flieht sie wie vor etwas, das ihr droht,
Ein schamvoll Mädchen, das sich bergen will.

Hoch steigt die Sonne, dem Gedanken gleich,
Der einem Denkerhirn entleuchten mag.
Und sterbend sinkt sie, todesbang und bleich:
Das, was sie sann und suchte, war der Tag.

Seegespenst.

Weit, weit, weithin das Meer,
Bleigrau und lastend und endlos und schwer!
Kein Wellenschlag,
Und kein Ruder klingt,
Durch Nebel, der tiefer und tiefer sinkt,
Hintaumelt der wolkenbelastete Tag.

Und durch die Stille, so dumpf und tief,
Als ob das Leben für immer entschlief,
Plötzlich ein Schrei,
Bluttief und heiß —
Und dort an des Westens fahlem Weiß
Gleitet ein riesiger Schatten vorbei.

Winterabend.

Bernsteingelb dehnt sich der Himmel,
Und die Sonne birgt ihr rotes,
Tief verschämtes Angesicht
Hinter dunkler Berge Gipfel.

Wie auf Divans gelber Seide
Ruhet der Cirkassierin
Elfenbeinern matte Nacktheit,
Glänzt der Mond auf hellem Grunde.

Einsam frierend streckt ein Baum
Nach ihm aus die schwarzen Äste,
Ihn zu fangen; auf dem frischen
Schnee sein dürrer Schatten gittert.

Von dem Baume hebt ein Rabe
Taumelnd sich, und schweren Fluges
An des Mondes lichter Scheibe
Streift er krächzend nun vorbei.

Wie ein schwarzer Nachtgedanke
Flüchtig hinzieht ob der Seele
Licht genussesmüder Stille,
Bis das Dunkel ihn verschlingt.

Ein Bild.

Hochbeinig steht der Reiher
Träumend im stillen See,
Auf blauem Spiegel schimmert
Der Wasserlilien Schnee.

Die roten Wolken ziehen
Und spiegeln sich im Teich,
Im Osten hebt die Sichel
Des Mondes sich zart und bleich.

Ein Bild, seltsamer Ruhe,
Wie aus weltfernem Raum,
Mir ist, als ob ich es träumte,
Und wäre selbst nur ein Traum.

❦

Auf dem Leuchtturme.

Die Woge rollt, die Woge schäumt,
Der weite, graue Himmel träumt,
Ein fahler Streif den Westen säumt —
So ging der Tag vorbei.

So kommt der Tag, so geht der Tag,
Kein Wiesengrün, kein Lerchenschlag,
Allein, so weit ich hören mag,
Der Möve heisrer Schrei.

Mitunter nur ein Segel zieht,
Weißleuchtend blitzt es auf und flieht,
Kaum daß es noch das Auge riet,
Ob's nicht ein Wölkchen sei.

Und nimmer blühet mir ein Baum,
Tief unter mir nur der weiße Schaum,
Die Jahre gehen wie im Traum
Vorbei, vorbei.

❦

Auf der Reise.

Auf steigt die Nacht mit wilden Ungewittern,
Die Stürme rütteln an den Fensterladen,
Der Regen rauscht, und seine Fluten baden
Die Bäume, die in bangem Stöhnen zittern.

Die Blitze zucken und die Äste splittern,
Und der Vernichtung Grauen will sich laden
Zu Gaste nun — es schrillt, als würd' in Schwaden
Der Wald gelegt von ungeheuren Schnittern.

Horch, Mitternacht! Und halb verweht vom Sturme,
Jetzt tief und voll und leiser dann zurück,
Klingt dann und wann ein Laut vom nahen Turme.

Wie leises Mahnen, fast verschollne Kunde,
An Stunden, voll von tiefem, reinem Glück
Auf sturmbewegter Tage finsterm Grunde.

Zwielicht.

Dies ist die Zeit, wo Tag und Nacht sich scheidet,
Still wird es ringsumher und still in dir.
Nun gehe leise, leise über die Erde,
Daß du nicht weckst die Toten, die da unten
Im Halbschlaf träumend liegen, träumend lauschen,
Voll Sehnsucht, ob du ihrer noch gedenkst.
— — — — — — — — — — — — — — — —

Schon wird es kühl um mich, mein Schritt verhallt
In nebelweicher Dämmerung, der Tag
Läßt zögernd nun die Erde aus den Armen,
Erbleicht und stirbt. Und wie sein Sterbeblick,
Der trauernd nur von all der Schönheit scheidet,
Zittert ein letzter, blasser Sonnenstrahl
Auf schattenblauem Wald, auf stillem Weiher,
Und streut auf regungslose Blüten rings
Des Taues Silbertropfen. Eine Trauer,
Unnennbar, ahnungsbange, schmerzlich-süß,
Umatmet mich, wie sanften Westwinds Hauch,
Der über welker Rosen Sterbelager,
Mit ihrem letzten Duft beladen, zieht.
Herbstliche Schwermut, die nach Sonne seufzt,
Steigt mit dem Nebel aus den stillen Gründen,
Wie müde Träume eines müden Mädchens,
Das stumm verblühen muß. Mißachtend gingen
Ihr Lieb' und Glück vorbei, und nur ihr Blick
Klagt um das Kind, das ihr versagt, und daß
Des Herzens Blüte ungesehn vertrocknet. —
Mich schauert tief. Ich gehe ganz allein,
Mein Schatten schwindet in der Dämmerung
Und langsam, langsam wird es Nacht um mich.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Dies ist die Zeit, wo Tag und Nacht sich scheidet,
Geh' leise, leise über die Erde hin:
Die Toten, die du all in dir begrubst,
Sie wachen wieder auf in dieser Stunde,
Und mahnend fordern Leben sie von dir.

Bergsee.

Goldfroher Tag, der über dem Tale ruht,
Und träumend atmet über dem stillen See,
Aus dessen Spiegel, tiefkühl umschauert,
Der überhangenden Birken Grün blickt.

Goldfroher Tag! So wie ein Jauchzen geht's,
Ein tiefverhaltenes, über Berg und Wald.
Beschneit von Blüten, spring' ich empor und juble,
Des Tages Stimme ich, der Schönheit Stimme!

Landschaft.

Lautlos steigt der Mond empor
Auf der Wolken dunklen Massen,
Wie auf finsteren Terrassen —
Lautlos steigt der Mond empor.

Schwarz und schweigend schläft das Moor;
Aus der Nebel schleppend nassen
Schleiern quillts, den silberblassen,
Wie ein Geisterreigen vor.

Nur die Dommel schnarrt im Rohr;
Und ein Schauder will mich fassen:
Was soll Lieben noch und Hassen? —
Lautlos steigt der Mond empor.

Odysseus.

Die Brandung raunt und murmelt leis und wiegt
Den sonnenmüden Tag zur Ruh. Und nach
Der palmenüberrauschten Insel schaut
Des Dulders Auge, sehnsuchtsheiß, hinüber:
Ist dort die Ruhe, Glück und Frieden dort?
Da hebt sich aus der Wellen Raunen leise
Ein Ton und schwillt und schwillt — ein Wechselsang,
Herztörend, blutberauschend, sehnsuchtweckend,
Klingt voll herüber, und die Ruder regen
Im Takt sich schnell und schneller. O, dorthin!

Sirenen.

O komm, o komm, o komm!
Bei uns ist vollschwellende Lust, tio!
In süßem Umfangen, in glühendem Rausch,
Wir geben im Kusse die Seele zu Tausch,
Brust an Brust, tio tio
Tio tio tio!

Wenn Sonne dem Meer enttauchet,
Dann steigen wir empor, tio,
Und lauschen voll Sehnen des Windes Sang,
Der Wellen Flüstern, der Stunden Gang,
Singend im Chor, tio tio
Tio tio tio!

Odysseus.

Süß, wie der Harfe Ton im Windeshauch,
Und schmeichelnd, wie des Tages erstes Licht,
Drängt sich der zarten Worte Wohllautfülle
Mir in das Herz. Wie Morgentau auf Rosen,
Die holden Düfte weckend, so fällt Ton
Um Ton auf meiner Seele welke Blüte,
Daß sie sich voller Sehnsucht neu erschließt.
O weiter, weiter! Singt, o singt — ich komme!

Sirenen.

Wie heimwehkranke Schwäne
Ziehen die Wünsche dahin, dahin,
Wir senden die goldenen Wolken aus:
O bringt uns das Glück, das Glück nach Haus,
Holden Gewinn, tio tio
Tio tio tio!

Wie wollen wir dich herzen,
Dich, o Geliebter mein, tio,
Der herrlichste Schmuck, der Meerfrau geraubt,
Korallen und Perlen, umkränze dein Haupt,
Alles sei dein, tio tio
Tio tio tio!

Odysseus.

Schon schimmert weiß der Strand. Die Wiesen duften,
Es rauscht der Wald, und wie von weißen Leibern
Leuchtet es aus dem Grün. Nun lockend Lachen
Und blitzend heiße Augen! — Halt! Zurück!

Sie sinds, sie sind es. O ich kenn es wohl,
Das Lied, das Leben, Herz und Geist verschlingt.
Den Göttern Dank, noch ist es nicht zu spät.
Schließt Eure Ohren. Bindet fest mich an.
Das Steuer wendet. Schnell. Vorbei, vorbei!

Sirenen.

In unserm Arm vergessen
Wirst du der Erde Leid, tio,
Der ärmlichen Heimat, berauscht von Glück,
Und nimmer sehnst du dich, nimmer, zurück,
Selig befreit, tio tio
Komm o komm,
Tio tio tio!

Odysseus.

Nun löst das Band! — Die Insel schwindet schon,
Ein leichter Nebelstreif, im Abendrot.
Der Sang verhallt, verhallt. Und manchmal nur
Wiegt auf den goldnen Wellen sich ein Ton,
Getragen von des Windes sanften Schwingen
Meerüber. Fort. Das Herz ward wieder fest,
Sicher der Blick und stark die Hand. Die Segel auf!
Der Heimat gehts, den ewgen Sternen zu!

Dämmerung.

In der dämmernden Frühe
Leuchtet und zittert ein einziger Stern,
In der dämmernden Frühe
Steht er einsam und fern.

Tausende glänzten dort oben
Freudig gesellet zur Nacht, zur Nacht,
Tausende glänzten dort oben,
Löschten so sacht, so sacht.

Träume des Glücks, verflogen,
Ach, kaum ein einziger blieb zum Gewinn,
Träume des Glücks verflogen
Wohin, wohin?

Abend.

Müd neigt der Tag die Schwingen
Und sinkt dahin in halbem Traum,
Die letzten Glocken verklingen,
Am Raine murmelt die Quelle kaum.

Am dämmernden Himmel stehet
Der Mond, ein Wölkchen nur, ein Flaum,
Den schier ein Hauch verwehet,
Gleichwie ein Blütenblatt vom Baum.

Ein Frieden, unermessen,
Rings schweiget alles sich zur Ruh
Und sinkt in süßes Vergessen,
— Und du? —

Warnung.

Flieh o flieh, denn nimmer mag
Meine Nähe dir gedeihn,
Allzu schweigend würde sein
Meine Nacht
Und zu glühend dir mein Tag.

Flieh o flieh, denn wo ich steh,
Sturmwind ists, der mich umbraust,
Fremd ist alles, was du schaust,
Deinem Blick:
Andre Freude, andres Weh.

Neues Leben.

I.

Tief schweigt der Mittag
Über des Seees
Unergründlich blauer Tiefe,
Wie über der Seele
Unentdeckten Gründen
Schweiget ein heißes,
Unsagbares Glück,
Ein Glück ohne Worte,
Unfaßbar, unendlich,
Nur zitternd in stummer,
Schweigender Seligkeit.

Sieh, einer Wolke,
Einer einzigen Wolke,
Weißglänzender Duft
Zieht langsam dahin
Hoch oben, und unten
Ihr zartes Abbild
Auf schweigendem Spiegel;
Ein weißer Adler,
Selig der Höhe,
In Glück verstummt;
Wie ein Traumgedanke,
Vom Himmel geboren,
Nicht weißt du woher,
Nicht weißt du wohin,

In jungfräulicher Unschuld
Sich badet in der Seele
Empfängnisschauernder
Blauer Tiefe.

❧

II.

Wer lehrte mich
Der Götter trunkene Sprache reden und wer
Gab in das hochaufstrebende Herz mir
Die sonneverschwisterten Gedanken, mir,
Der aufwuchs, ein Kind, dem niemand wies
Des Lebens Wunder und ihre Deutung, die
Von Jahrhundert zu Jahrhundert
Die Weisen ersannen, und den
Niemand gelehrt die heimlichen Stimmen,
In denen der Wald und das Meer
Und der allumfassende Himmel spricht.
Rauh war mein Pfad und oft, wie oft,
Wollt' in des Irrsals Dunkel ich zagen
Und rief, bedrückt und lodernden Schmerzes voll,
Himmelauf, und ein unglückbringend Geschenk
Dünkte des Gesanges Gabe mich,
Die fernab von der Menschen sicherem Weg lockt.
Doch nun segne ich alles!
Denn die Götter behüten, ich weiß es, meinen Schritt,

Und wen sie sich wählen, ihm legen sie
Die Binde ums Aug', daß nimmer er
Schwindele auf des wolkendurchbrechenden,
Abgrunderhabenen Pfades Gefahr.
Und wer zu wachsen vermag, ihm wird zum Heil
So Leid als Glück, und droben winkt
Der Vollendung unsterbliche Krone.

III.

Weißt du, so schweig!
Denn nimmer verzeihen die Götter.
Und wem sie gaben
An ihren Tischen zu sitzen
Und zu sättigen sich
An nie entschwindender Schönheit
Anmutblühendem Reiz,
Schimmernd und still
Wie Rosen im silbernen Mondlicht,
Und an der Kraft
Formsprengender, jauchzender Überfülle,
Und wem sie legten
Des tiefsten Werdens
Geheimnisdunkle Schöpferworte
In das empfängnisschauernde Herz:
Er schweige!

Er schweige und mag die Brust ihm auch,
Des heiligen Wissens voll,
Zu sprengen drohn.
Denn nur dem Einzelnen
Vertrauen die Himmlischen sich,
Daß Einer wisse
Ihre heimlichen Wunder und sie
Hintrage durch blindgeborne Geschlechter.
Aber des Auges Blitz
Vermag er nimmer zu zähmen und der
Verrät ihn doch und seines Busens
Lichtüberquellend Geheimnis, und so
Geht er gehaßt und gemieden dahin,
Ein wandernd Rätsel,
Über die steinigen Pfade —
Denn ein Grauen sind
Den Niedern die Götter und ihre Boten —
Und wenige Seelen nur,
Reich und hart wie die seine,
Neigen sich ihm in Liebe zu.

IV.

O daß der Tage Zahl
Unendlich mir würde!
Deren ein jeder
Lichttriefend und lachend
Mit neuen Sonnen
Schauernd emporsteigt!

O daß der Tage Zahl
Unendlich mir würde!
Sie knospen, wie Kinder,
Mit unschuldig zukunft-
Verheißendem Lächeln
Auf über mir.
Und heben, wachsend,
Wachsend und spielend,
Der Sonne goldstrahlenden Ball
Hoch über mein lichtgeblendetes Aug'!

V.

Wem soll ich sie künden, wem,
Sie, meiner Seele
Heimlich-selig verborgene
Harte Freuden?
Wer trüge sie wohl und bräche nicht?

Nur euch, ihr silbernen Gipfel,
Ihr abgrundschauernden des Gebirges, euch,
Nur dem Adler vertraut, des Äthers froh
Und der Sonne reinesten Strahlen,
Die ihr von den wolkenerhabenen Häuptern
Die silberbrausenden Ströme schüttelt:
Euch sei es vertraut,
Und dir,
Weithinblauendes, stürmebergendes,
Nie ergründetes Meer!

Aber die sanfteren
Zarten Empfindungen,
Die mit leiserem Finger pochen ans Herz,
Sie will ich tragen
In des Waldes stilleres Heiligtum,
Wenn der goldenbewölkte Abend sinkt und die Sterne
Den Träumen der Ewigkeit lauschen und rings
Des Tages Werke ruhen,
Die ruhelosen,
Und der Wind sich bettet in schweigende Wipfel
Und der bleiche Mond langsam emporsteigt
Und mit leiserem Murmeln die Quelle dahinrinnt
Und alles träumt und nur im Schlafe
Stammelt in kaum vernehmbaren
Wunderlichen Worten, geboren von
Der Stille, der Mutter der Tiefe,
Die mit leisem Finger öffnet
Die Tore der Seele dem Frieden,
Dem allbeseeligenden,
Weit weit so weit.

❦

VI.

Die Wipfel schauern,
Bald kommt die Nacht,
Es regnet sacht;
Ein leises Trauern
Geht flüsternd durch die Sommerpracht.

Ein leises Flüstern,
Worte voll Weh —
Es schauert der See,
Die Wege düstern —
Nun suche dir Heimat — geh, o geh!

VII.

Sternschimmernd schweigt
Die stahlhelle Winternacht,
Und unter kräftigem Tritte
Knirscht die besiegte,
Frostatmende Erde.
Weltferne, gottferne Einsamkeit!
Wohin trägst du, willenloser Fuß,
Des Hauptes irrende Gedanken,
Die, fern den Menschen und fern den Göttern,
Ohne Ruhstatt schweifen —
Wohin, wohin?

Nichts Liebes blieb mir,
An dem sie möchten haften,
Wie die fruchtschwere Rebe des Weines
Umschlingt der Eiche
Weitästig-himmelanstrebend-
Erdgegründete Kraft!
Nicht kennen sie mehr
Der Toten Traum,
Der Lebenden Lachen,
Nicht Haß noch Liebe,
Nicht Lüge noch Wahrheit —
Ruhlose Vögel,
Heimatlos schwankend
Über dem Meere,
Unter dem Himmel!

VIII.

Es spricht zu mir:

Du lebst ein einsam wunderliches Leben,
Dein Nein ist Andrer Ja, dein Ja ihr Nein,
Aus Haß und Neid saugst du nur Kraft dir ein,
Und jedes Leid muß dir noch Stärke geben.

Im Reich der Schatten lebst du, sprichst mit Schatten,
Und baust dir so aus Träumen eine Welt,
Ihr Schmerz und Glück ists, was das Herz dir schwellt,
Die doch auf Erden nimmer Heimat hatten.

IX.

Vergessen sein — wen dünkte das nicht süß?
Verschwinden wie ein Hauch, ohn' jede Spur,
Daß keiner wisse deinen Namen nur
Und daß ein Mensch den dunklen Stern verließ.

Nach all der Qual und Lärmen ewge Ruh!
Mit stillem Lächeln still von dannen gehn
Und mit sich tragen einen Schatz, gesehn
Von niemand je — o tiefe Wollust du!

O, fern soll mir des Marktes Treiben sein.
Ich fühle, wie es stiller wird und still;
Und kommst du, Stunde, die mich segnen will,
Tief in mir selbst vollendet, bin ich dein.

X.

Ich weiß es, daß ich siege! Mutlos nicht,
Wenn auch voll Wunden, trete ich zum Ziel
Und nehm' den Kranz, der eitlen Narren Spiel,
Und werfe ihn der Menge ins Gesicht.

Hart bis ins Mark ward ich im Kampf dabei,
Es lockt mich nicht der feile Jubelruf:
Ich will mein Ziel, das ich mir selber schuf,
Erreicht, belächle ichs. Dann bin ich frei.

XI.

Ja, ich ward frei, von aller Meinung frei,
Nicht Wunsch, noch Hoffnung engt mir mehr die Brust,
Und jedes Zieles lachen ist mir Lust,
Und ruhig geh' ich an der Welt vorbei.

Wenn ich euch gebe, ist es, weil ich muß,
Denn reicher werde ich mit jedem Tag;
Nur eines ist, was ich noch fragen mag:
Was will das Schicksal mir — was ist der Schluß?

XII.

„Was ist dein Ziel? So sprich!“ Ich weiß es nicht.
Doch lockt es mich zur Höhe immer, immer,
Weit unter mir verblaßt der Erde Schimmer,
Doch frägst du mich: wohin? Ich weiß es nicht.

Mein Ziel? Ich bin es selbst. Ich fühle tief,
Daß sich in mir ein Etwas will entfalten,
Das noch kein Name nennt, daß sich gestalten
Ein Bildnis will, das immer in mir schlief.

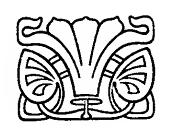
So schlag denn zu, o Schicksal, Schlag auf Schlag!
Ich weiß nicht, was dem Meißel sich entringt,
Nur, daß es mehr und mehr zum Lichte dringt.
Ich bin nicht meiner selbst. Einst wird es Tag.

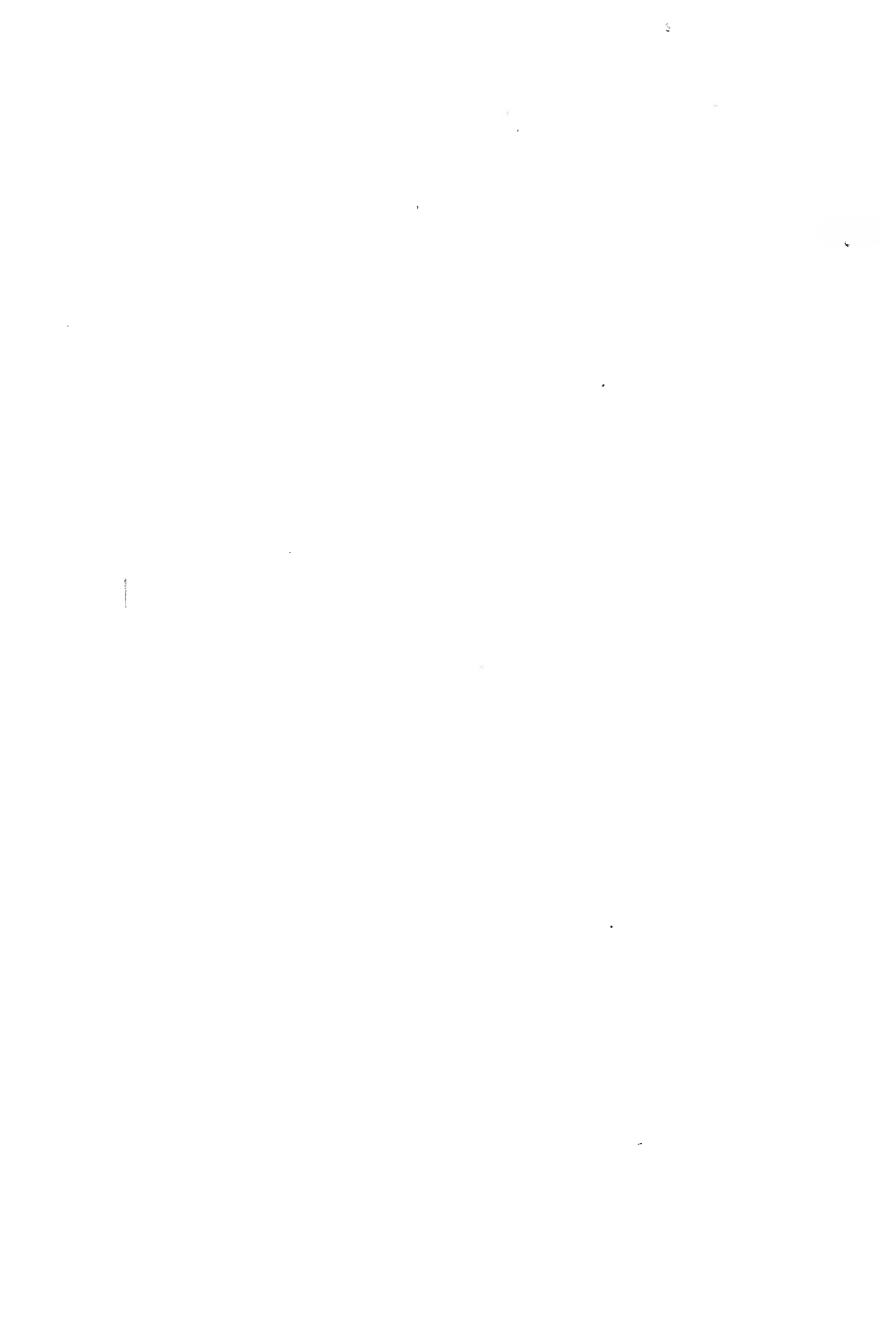
XIII.

Die Sterne glänzen und schweigen;
Vom Turme steigt
Mit schwellenden, zitternden,
Langsamen Tönen
Die Mitternacht.
— — — — — — — —
Wer bist du, wer bist du,
Die vor mich tritt
In bronzener Nacktheit,
Und zu mir spricht
In glockentiefen,
Hallenden, harten,
In Schicksalsworten —
Wer bist du, wer bist du?

XIV.

Wie sollt' ich jemand neiden? Ward mir doch
Ein Los vor Tausenden, ein Glück, das keiner
Mir rauben kann, ein tiefverschwiegenes:
Ein Auge, das vor keiner Wahrheit zuckt,
Und risse sie das Liebste selbst mir aus,
Ein Herz, das, jeglichem Gefühle offen,
Dem zartesten und höchsten, niemals doch
Sich läßt beherrschen, und die Schöpferkraft,
Die jedem Schmerz und jeder Freude gibt
Gestalt und Namen, und der heilge Stolz,
Der still ob jedem Leid noch lächeln kann.
Ich liebe keinen und ich hasse keinen,
Ich wünsche nichts und ich verachte nichts,
Ich harre nur und lausche einer Stimme,
Die zu mir spricht in Worten, wie sie selten
Ein Mensch vernahm, und die mich dulden läßt,
Was keiner litt. Und wenn ein anderer
Sie je vernimmt, wenn längst mein Staub verweht,
So sei er mir gegrüßt in seiner stolzen
Schweigenden Einsamkeit — er sei gegrüßt!





Druck von Gottfr. Pätz in Naumburg a. S.

Druck von Gottfr. Pätz, Naumburg a. S.